

Das Andere im Eigenen

Ursprünge der Virulenz von Bisexualität in der monosexuellen Ordnung der Moderne

Lisa Heiberger

Abstract: *The friendship magazines of the Weimar Republic were important media for lesbian women trying to negotiate a collective self-identity. In this respect, the analysis of debates »about the homosexual woman« in the magazine »Die Freundin« (1924–1933) has revealed the virulence of bisexuality for the lesbian self-image. For it is in the negotiation of bisexuality that central topoi of the lesbian struggle for social recognition intersect and collide: the performativity of virile gender images, gender-complementary partner constellations, relationship models, dissociation from prostitution, and the consolidation of the lesbian self-image through the devaluation of bisexual desire. It is no coincidence that these debates were particularly virulent when the government considered new restrictive measures against homosexuals. As lesbian women were increasingly regarded as a threat to the heterosexual order, the lesbian community reassured itself of its self-identity by excluding bisexual women. Thus, biphobic threat scenarios originally emerged when the homosexual movement was constituted, but could be reactivated afterwards. Moreover, beyond the homosexual community, the exclusion of bisexual people served to uphold the monosexual order.*

Keywords: Bisexuality; Monosexual Order; Lesbian Self-Identity; Biphobic Threat Scenarios; Friendship Magazines

Zur (Un-)Sichtbarkeit von Bisexualität in Gesellschaft, Politik, Kultur und Forschung

»Nicht gesehen, nicht erkannt zu werden, unsichtbar zu sein für andere, ist wirklich die existentiellste Form der Missachtung. Die unsichtbar sind, [...]

gehören zu keinem Wir« (Emcke 2016: 24). Diese von der Publizistin Carolin Emcke geschilderte Erfahrung teilen viele Angehörige von Minderheiten gegenüber der Mehrheitsgesellschaft – aber auch innerhalb von marginalisierten Gruppen. So ist das Erleben von Unsichtbarkeit oft substantieller Bestandteil bisexueller Lebensläufe.¹ Das liegt nicht zuletzt an den Bedingungen der monosexuellen Ordnung, wie sie die Moderne hervorgebracht hat. Julia Shaw hebt in ihrem vielbesprochenen Buch *Bi* hervor, dass Bisexuelle zumal dann, wenn sie als Paar auftreten, immer noch vorschnell entweder den Hetero- oder den Homosexuellen zugerechnet werden.² Anders als Homo- oder Heterosexualität ist Bisexualität nicht einfach abbildbar, denn sie verweist – zumindest im Spiegel einer monogamen Sexualmoral – auf eine biographisch-narrative Struktur sowie eine wandelbare Dimension von Sexualität, beispielsweise in Gestalt serieller Monogamie.³ Insofern ist die Sichtbarkeit der eigenen sexuellen Identität für bisexuell begehrende Personen ein schwieriges Unterfangen, »weil es bei uns«, in den Worten des Sexualforschers Volkmar Sigusch (2011: 114), »im Wesentlichen noch immer binär zugeht: entweder angeboren oder erworben, entweder Mann oder Frau, entweder schwarz oder weiß« – entweder homo- oder heterosexuell. Die Aktualität dieses Dilemmas führte unlängst die queere Jugendserie *Heartstopper* humorvoll vor Augen: Eine der Hauptfiguren, der bisexuelle Nick, stellt sich gemeinsam mit seinem Partner Charlie in verschiedenen sozialen Konstellationen dem Coming-out als Paar. Neben vielen anderen Hürden hat er zusätzlich in beinahe jeder Situation die Zuschreibung einer schwulen Identität zu korrigieren – indem er jedes Mal hinzufügt: »Nun, ich bin nicht schwul, sondern bisexuell.«⁴

Dieses Problem ist auch für die Geschichte der Bisexualität erkannt worden: Im 20. und 21. Jahrhundert war und ist das Phänomen der Tilgung bisexueller Identität, *bi erasure* genannt, keine Seltenheit.⁵ Beispielsweise werden bisexuelle Identitäten oft zugunsten einer dezidiert schwulen oder lesbischen Biographie eingeebnet.⁶ Die Verschleierung von Bisexualität geschieht aber auch dort, wo sie vordergründig präsent ist: In der LGBTIQ*-Community

1 Vgl. Ritter 2020: 11.

2 Vgl. Shaw 2022: 121.

3 Vgl. Ritter 2020: 70.

4 Vgl. Oseman, A./Lyn, E. et al. (Produzierende). 2023. *Heartstopper*. (Staffel 2). See-Saw Films; Netflix.

5 Vgl. Garber 2000: 13–39; vgl. auch Shaw 2022: 153–184.

6 Vgl. dazu u.a. Garber 2000: 29.

bleibt es häufig, so die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin Bettina Fritzsche, bei einer Glyphe im Akronym, dem B, wodurch das »bisexuelle Zeichen [...] zum alibihafoten ›Token‹ [wird], dessen Bedeutung sich in der Absicherung einer politisch korrekten Benennung aller relevanten Minderheiten erschöpft« (Fritzsche 2007: 125). Und wie die Soziologin Kim Ritter betont, bleibt auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung das Thema Bisexualität unterrepräsentiert,⁷ was auch an der Polyvalenz des Begriffes selbst liege: Die Definiti onsbreite von Bisexualität mache sie empirisch schwer greifbar – denn ob die sexuelle Praxis, sexuelle und/oder romantische Anziehung oder etwa die sexuelle Selbstbezeichnung im Fokus stünden, sei oft unklar, weshalb in diesem Zusammenhang zurecht eingefordert werde, die »Kohärenz und Eindeutigkeit von Begehren, sexueller Praxis und sexueller Selbstbezeichnung« zu hinterfragen (Kemler/Löw/Ritter 2012: 316).

Auch in der geschichtswissenschaftlichen Forschung ist die Praxis der Subsumierung von Bisexualen unter die Gruppe der gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen auffällig – so insbesondere in Arbeiten zur Geschichte des § 175, der über mehr als 100 Jahre hinweg gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen zwischen Männern sanktionierte und somit auch für bisexuell begehrende Männer ein Damoklesschwert bedeutete. In der Literatur ist in diesem Kontext nach wie vor zumeist von schwul oder homosexuell⁸ identifizierten Männern die Rede.⁹ Ähnlich verhält es sich in historischen Arbeiten über HIV/AIDS in den 1980er und 1990er Jahren: Obwohl bisexuell begehrende ähnlich wie gleichgeschlechtlich begehrende Menschen von dem HI-Virus bedroht waren¹⁰ und Erstere gesellschaftspolitisch sogar als – im Wortsinn – virulenter »Transmissionsriemen« (Sigusch 2011: 115) zwischen der homosexuellen Gruppe und der heterosexuellen Welt kriminalisiert wurden,¹¹ liest

7 Vgl. Ritter 2020: 11.

8 Der Terminus ›homosexuell‹ bezeichnet hierbei i.d.R. eine spezifische Fremd- und Selbstbezeichnung für gleichgeschlechtlich liebende Menschen als zeittypisches Phänomen im Prozess der Hervorbringung einer homosexuellen Identität im modernen Sinne. Vgl. dazu Micheler 2005: 49–51.

9 Vgl. u.a. Micheler 2005: 57–56.

10 Diese Formulierung bezieht sich auf die Zeit der HIV-Pandemie der 1980er und frühen 1990er Jahre in den USA und Europa. Sie klammert darauffolgende Behandlungserfolge und daraus resultierende Rahmenbedingungen heute sowie aber auch nach wie vor problematische Aspekte in anderen Weltregionen aus.

11 Vgl. u.a. Reichert 2018: 85.

man von ihnen in historiographischen Publikationen zum Thema vergleichsweise selten.¹² (Un-)Sichtbarkeiten in der Geschichtsschreibung werden aber nicht nur durch Repressalien und Marginalisierung, durch Veränderungen von Konzepten und Begriffen oder durch die Bevorzugung einzelner Themen und Identitäten aufgrund bestimmter politischer Agenden (re-)produziert, sondern stets auch durch in- oder exkludierende Perspektiven und Entscheidungen der Historiker:innen selbst.

Der vorliegende Artikel ist insofern ein Beitrag zur Sichtbarmachung von Bisexualität, als dezidiert die Verhandlung dieser Begehrungsform in einer homosexuellen Freundschaftszeitschrift der Weimarer Republik beleuchtet wird. Reiz und Risiko gehen dabei Hand in Hand: Reizvoll ist die Auseinandersetzung mit dem geschlechterübergreifenden Begehrn deshalb, weil es in seiner multiplen Ausrichtung die Eindeutigkeit monosexueller Identitäten zu hinterfragen vermag. Aufgrund der historischen Disparität von Definition(en) und Konzept(en) ist es indes eine Herausforderung, nicht in die Falle des Anachronismus zu geraten. Diese besonderen Gegebenheiten berücksichtigend, wird auf die sozialpolitische Bedeutung der Emergenz von Diskursen über Bisexualität fokussiert. Das heißt, es soll um die Funktionalisierung und Politisierung von Bisexualität gehen, und zwar vor allem in Prozessen der Vergemeinschaftung homosexueller Personen: Wann, warum und für wen wurden biphobe Narrative attraktiv und welche weiterführenden Rückschlüsse ergeben sich daraus mit Blick auf die jeweilige Zeit? Und welche (Dis-)Kontinuitäten im Sprechen über Bisexualität werden dabei sichtbar?

Nach dem Versuch einer Arbeitsdefinition sowie einem kurzen Exkurs zur Begriffs- und Konzeptgeschichte von Bisexualität bildet das Zentrum des Aufsatzes die Analyse der Diskursivierung von Bisexualität in den 1920er Jahren

¹² Ein jüngstes Beispiel hierfür ist der Epilog im ansonsten überaus beeindruckenden Ausstellungskatalog *To be seen. Queer Lives 1900–1950* zur gleichnamigen Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum München (07.10.2022–21.05.2023): Neben der übergeordneten Bezeichnung ›queere Menschen‹ dominiert hier in den Passagen zum § 175 sowie zur HIV/AIDS-Pandemie die Nennung der als homosexuell/schwul identifizierten Menschen, obwohl Bisexuelle in beiden Fällen einen großen Anteil an den Verfolgungs- und Infektionsschicksalen sowie an der Erfahrung gesellschaftlicher Diskriminierung hatten. Damit soll keine Opferhierarchisierung bezweckt werden, sondern lediglich auf das Phänomen der Unsichtbarmachung bisexueller Menschen in der Sexualgeschichtsschreibung aufmerksam gemacht werden. Schön ist hingegen, dass sich einige andere Kapitel des Katalogs mit großem Erkenntnisgewinn dezidiert bisexuellen Biografien widmen. Vgl. Kühn/Zadoff 2023: 386–387.

als einer Zeit großer gesellschaftlicher Umbrüche. In dieser Dekade fand eine Erweiterung und zugleich eine Verfestigung der monosexuellen Ordnung der Moderne statt. Und zwar indem nun homosexuelle Menschen unter den Bedingungen der Weimarer Republik politisch und medial eine neue Sichtbarkeit herstellten, was zugleich die Festigung einer individuellen wie kollektiven Identität zur Folge hatte. In dieser Hochphase von Suchbewegungen nach gesellschaftspolitischer Positionierung und sozialer Anerkennung wurde Bisexualität in der lesbischen Zeitschrift »Die Freundin« (1924–1933) kontrovers verhandelt.¹³ In einem knappen Ausblick sollen in einem schlaglichtartigen »Übereinanderlegen der Zeiten« (Gammerl 2023: 12) eminente Kontinuitäten in der Diskursivierung von Bisexualität beleuchtet werden. Denn so viel steht fest: Spezifische biphobe Bedrohungsbilder sind in der sexuellen Moderne entstanden. Sie scheinen sämtliche sexuelle Revolutionen überdauert zu haben.

Zur Disparität der Bedeutungen von Bisexualität als Begriff und Konzept

Die Bisexualität sei ein Ding im Dazwischen, ein ›Weder-noch‹ und ein ›Sowohl-als auch‹ zugleich. – Diese Auffassung entspringt einem genuin modernen Verständnis, Gunter Schmidt zufolge bedingt durch die Monosexualität als »Megaregel unserer sexuellen Ordnung«, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden war (zit.n. Ritter 2014: 200). Die allzu wörtliche Übersetzung der Vorsilbe *bi* aus dem Lateinischen für ›zwei‹ und die In-Bezug-Setzung auf ›zwei Geschlechter‹ erledigen gewissermaßen den Rest. Heute weisen Autor:innen, wie beispielsweise Julia Shaw, darauf hin, dass das ›Bi‹ sich nicht unbedingt auf ›zwei Geschlechter‹, sondern auf homo- und heterosexuelles, übersetzt als gleich- und andersgeschlechtliches Begehrten beziehen könne.¹⁴ Daraus folgt, dass die Bisexualität zwar homo- und heterosexuelle Anteile hat, sich aber nicht in der Fusion dieser beiden Ausrichtungen erschöpft. Dieser Definitionsansatz dominiert seit etwa zwanzig Jahren auch in der Bi-Community, so schließt sich etwa das 1992 in Deutschland gegründete bisexuelle Netzwerk BiNe e.V. der Definition von Bisexualität nach Robyn Ochs an:

13 An dieser Stelle sei dem Spinnboden Lesbenarchiv in Berlin und insbesondere dessen Leiterin Katja Koblitz sehr herzlich für die zuvorkommende und hilfreiche Unterstützung bei den Quellenrecherchen gedankt.

14 Vgl. Shaw 2022: 13.

I call myself bisexual because I acknowledge that I have in myself the potential to be attracted – romantically and/or sexually – to people of more than one sex and/or gender, not necessarily at the same time, not necessarily in the same way, and not necessarily to the same degree.¹⁵

Dieses Verständnis von Bisexualität liegt auch der vorliegenden Untersuchung zugrunde, indem in Anlehnung an Kim Ritter Bisexualität als »dauerhaftes geschlechterübergreifendes Begehrten« definiert wird (Ritter 2020: 11), das sich potenziell auf sämtliche Geschlechtsidentitäten bezieht.¹⁶ Ausschlaggebend für die Bezeichnung einer Person als bisexuell ist demnach das sexuelle und/oder emotionale Bezogen-Sein, nicht das tatsächliche oder gar alltägliche Verhalten und auch nicht unbedingt die sexuelle Selbstbezeichnung, zumal diese als »soziales Etikett« erst in den 1990er Jahren im Zuge der zunehmenden Selbstorganisation Bisexueller hervorgebracht wurde (Ritter 2020: 364). Bei dieser Arbeitsdefinition muss mit Blick auf die hier relevanten Zeitschnitte – den Beginn des 20. sowie des 21. Jahrhunderts – der Radius der Begriffsführung jedoch unterschiedlich weit gezogen werden: Bei den zitierten Stimmen aus der Zeit nach 1900 muss davon ausgegangen werden, dass Bisexualität noch nicht als Selbstbeschreibung genutzt wurde und dass diese Begehrungsform darüber hinaus zweigeschlechtlich ausgerichtet gedacht wurde.¹⁷ Dafür spricht auch eine zeitgenössische Definition des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld (1868–1935), der Bisexualität als »einen auf beide Geschlechter sich erstreckenden Liebestrieb« und als »Möglichkeit sexuellen Verkehrs mit beiden Geschlechtern« definierte, »wie es vielfach geschieht« (Hirschfeld 1906: 5).

Die Definitionen von Bisexualität bergen also sowohl signifikante Kontinuitäten als auch Brüche in sich: Als greif- und sagbare Kategorie des sexuellen Begehrens jenseits der etablierten hetero- und homosexuellen Orientierung existiert sie seit weit mehr als hundert Jahren. In ihrer definitorischen Ausdehnung und als affirmative Selbstbezeichnung (zumal im Zuge transna-

15 Zitiert nach: <https://www.bine.net/content/bi-begriff>. 14.07.2023. Vgl. dazu auch Shaw 2022: 37.

16 Diese Definition ist möglichst inklusiv gedacht, schließt aber binär gemeinte Interpretationen von Bisexualität nicht aus (vgl. dazu beispielsweise die zweigeschlechtlich gedachte Auslegung von Bisexualität in einem Beitrag in *BiJou*, 20: 27–28.)

17 Vgl. Micheler 2005: 41.

tionaler Bewegungen zur Selbstorganisierung seit den 1980/90er Jahren) ist sie jedoch ein relativ junges Phänomen.¹⁸

Die Disparität von Bisexualität als Begriff schlägt sich aber nicht nur in den jüngeren Definitionen, sondern auch in der älteren Begriffsgeschichte nieder.¹⁹ Bereits im 19. Jahrhundert wurde der Terminus sowohl in verschiedenen Fachdisziplinen als auch für unterschiedliche Phänomene verwendet. So bezeichnete er in der Botanik und der Zoologie die Zweigeschlechtlichkeit von Lebewesen.²⁰ Eine ähnliche Bedeutung findet sich auch in der Biologie mit Bezug auf die embryonale Entwicklung des Geschlechts.²¹

In der Psychoanalyse prägte Sigmund Freud (1856–1939) den Begriff als Stadium der psychosexuellen Entwicklung des Menschen, dessen Objektwahl im Kindesalter zunächst bisexuell sei. Die kindliche Bisexualität verwandle sich nach »erfolgreicher« Entwicklung der Sexualität in eine heterosexuelle Ausrichtung. Als legitime Begehrungsformen ergeben sich Freud zufolge Heterosexualität und Homosexualität, als Norm und deren Abweichung; Bisexualität hingegen verbleibt hier als marginalisierter Urzustand und deviante Entwicklungsform.²²

In der frühen Sexualwissenschaft diente die Bisexualität als »Ursprung mythos der Entwicklung von Sexualität und Geschlecht« und bildete somit die Basis für die binär gedachte Entwicklung menschlichen Begehrens (Ritter 2020: 56).²³ In diesem Kontext ist auch die für die zeitgenössische Forschung

18 Um einer Strategie im Umgang mit der Disparität an Bedeutungen von Bisexualität im Wandel der Zeit habhaft zu werden, plädierte Gert Hekma bereits vor drei Jahrzehnten für die Pluralbildung *Bisexualitäten*, um der Polyvalenz des Begriffs und den zeitgenössischen konzeptuellen Besonderheiten gerecht zu werden und in der Verwendung nicht anachronistisch zu sein, denn »Bisexualität ist ein Sammelsurium zu vieler Möglichkeiten von Sexualität und Geschlechtsrolle, die wir besser nicht miteinander verquicken sollten.« Hekma 1994: 116–117.

19 Vgl. auch Sigusch 2011: 112–114.

20 Vgl. u.a. Shaw 2022: 20.

21 Vgl. u.a. Voß 2019: 16.

22 Bisexualität als sexuelle Anziehung verortete Freud als »die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und früh-historischen Zeiten zu beobachten ist, [erscheint] als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkung nach der einen oder der anderen Seite der normale wie der Inversionstypus [gemeint ist die Homosexualität] entwickeln.« Zit.n. Ritter 2020: 57.

23 Vgl. außerdem Gooß 2002: 1. Vgl. auch Voß 2019: 15–36; Micheler 2005: 37–65. U.v.m.

typische theoretische Verzahnung von körperlichem Geschlecht, sogenanntem Geschlechtscharakter und sexuellem Begehrten zu verorten, welche sodann die Fremd- und Selbstbilder moderner Sexualsubjekte maßgeblich bestimmen sollte: So galten homosexuelle Männer häufig als effeminiert, lesbische Frauen dagegen als maskulin.²⁴

Ein vielzitiertes Beispiel für dieses Denkschema stellte die Theorie des »Dritten Geschlechts« des Juristen und Aktivisten Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895) dar: Er deutete die homosexuelle Orientierung als Resultat einer komplementären Kombination von Körpergeschlecht und »Geschlechtscharakter«. Grundlage dieser Theorie war die Annahme einer »geistige[n] Zwitterbildung« (Leibbrand-Wettley 1959: 53) als potenzielles Resultat der ursprünglich uneindeutigen Disposition des menschlichen Embryos.²⁵ Ulrichs entwickelte davon ausgehend die These von einer weiblichen Seele in einem männlichen Körper – bei männlichen Homosexuellen – und einer männlichen Seele im weiblichen Körper bei lesbischen Frauen. Auf diese Weise gelang es Ulrichs, die gleichgeschlechtliche Anziehung in den Rahmen des tradierten Zweigeschlechtersystems und in die gesetzte Norm einer gegengeschlechtlichen Anziehung plausibel einzupassen. Einzig die Bisexualität – als Begehrten und nicht als Variation von Geschlechtlichkeit – blieb ihm in der Folge »rätselhaft« (zit. n. Ritter 2020: 55), eben weil sie sich der Logik eines binär ausgerichteten sexuellen Verhaltens als Resultat »geschlechtscharakterlicher« Eigenschaften allenfalls auf sperrige Weise fügte.²⁶

War die Bisexualität als biologisches Phänomen zunächst also vor allem für die Theoretisierung der Homosexualität hilfreich, irritierte sie als eigenständiges sexuelles Verhaltensmuster gerade jene vermeintlich plausiblen Erklärungsmuster, die der Wissenschaft epistemisch zur Verfügung standen. In den Blick geriet sie trotzdem, aber vor allem im Zuge der Pathologisierung durch die Sexualwissenschaft und der Kriminalisierung normabweichenden Verhaltens in Gestalt des § 175 im Reichsstrafgesetzbuch (RStGB).²⁷ Ganz ähnlich wie später von Michel Foucault für die Homosexuellen konstatiert,²⁸ wurden also auch die Bisexuellen »[v]om sich schärfenden Blick des Forschers wie des psychiatrischen Klinikers [...] gleichsam hervorgezwungen« (Gooß 2002: 15).

24 Vgl. Micheler 2005: 11.

25 Vgl. Heidel 2001: 297.

26 Vgl. Ritter 2020: 55.

27 Vgl. ebd.: 51–52.

28 Vgl. Foucault 1983 (1976).

Dabei erschöpfte sich die Apperzeption von Bisexualität nicht mehr in Theorien zur Erklärung und Stabilisierung der Homosexualität. Sondern es deutete sich an, dass sie allmählich auch als eigenständige Begehrensform für die junge lesbische Community in den 1920er Jahren ein virulentes Thema wurde.

›Halbseiden‹. Die Verhandlung von Bisexualität in der Zeitschrift »Die Freundin«

In der Zeit um 1900 stand frauenniebenden Frauen noch kein Selbstkonzept zur Verfügung, auf das sie kollektiv hätten zugreifen können, kaum eine Frau definierte sich als homosexuell.²⁹ Lesbische Zeugnisse im Fin-de-siècle, so Ilse Kokulas frühe Beobachtung, »blieben ein vager, allgemeiner und gelegentlicher Ausdruck einer fundamentalen Suche nach neuen Wegen« (Kokula 1981: 62). Für die Zeit um die Jahrtausendwende attestierte Volkmar Sigusch dagegen eine »Differenzierung sowohl der alten Hetero- wie der alten Homosexualität [...], deren vordem monolithische Charaktere« (Sigusch 2000: 243) sich in den sogenannten Neosexualitäten verflüssigten und als kulturell konstruiert reflektiert werden. Innerhalb von einem einzigen Jahrhundert zeigt sich eine immense Spannbreite von Entwicklungslinien sowohl mit Blick auf die Her vorbringung als auch die Reflexion von sexuellen und geschlechtlichen Identitäten. Konstatiiert werden können Phasen, in denen mal die Fixierung, mal die Verflüssigung von Identitätskonzepten Konjunktur hatte, ja als jeweils zeittypisches Phänomen galt.

In dieser Hinsicht war die Weimarer Republik vor allem eine Dekade der Sichtbarwerdung, Stabilisierung und Verfestigung monosexueller Identitäten. Die junge Demokratie ermöglichte politisch und rechtlich neue Freiräume. Magnus Hirschfeld prognostizierte 1919 euphorisch: »Denn die neue Zeit bringt uns Freiheit in Wort und Schrift und mit der Befreiung aller bisher Unterdrückten [...] auch eine gerechte Beurteilung derjenigen, denen unsere langjährige Arbeit gilt« (zit.n. Herzer 2017: 271). Für lesbische Frauen sollte sich eine solche ›Freiheit in Wort und Schrift‹ größtenteils bestätigen. Sie wurden erstmals mit einer eigenen Zeitschriftenkultur sichtbar, die der (Re-)Produktion von lesbischem Selbstverständnis diente.³⁰

29 Vgl. Schader 2004: 11.

30 Hacker 1987: 214.

Aber das allzu oft verklärend gezeichnete Bild von den *Roaring Twenties* wird nur einem Teil der historischen Realitäten gerecht. Auch sind bestimmte Räume und Zeitabschnitte zu unterscheiden. Insgesamt strauchelten die Menschen in den 1920er Jahren mehr als dass sie, wie es das populäre Bild bis heute vermittelt, »auf dem Vulkan tanzten«. Inmitten der neuen Möglichkeiten und Freiräume warteten auch existenzielle Herausforderungen.³¹ Zu kurz greift daher eine Reduzierung des Jahrzehnts auf Schlagworte wie Vergnügungssucht, Warenkonsum, Rausch und sexuelle Freizügigkeit im Angesicht von Arbeitslosigkeit und Armut weiter Bevölkerungsteile. Inflation und Weltwirtschaftskrise, aber auch politische Gewalt und Konjunkturen der Zensur von publizistischen Erzeugnissen kamen hinzu.³² Die Weimarer Republik war in diesem Sinne ein »Spannungsfeld erster Ordnung« (Hermand/Trommler 1978: 10), ein Erfahrungsraum vielfältiger Unsicherheit. Dieses Kaleidoskop von Lebenserfahrungen und Zeitphänomenen muss berücksichtigt werden, soll die (Re-)Produktion von lesbischem Selbstverständnis betrachtet und unter dem Gesichtspunkt von In- und Exklusionsmechanismen interpretiert werden: Die Etablierung einer stabilen kollektiven Identität, die sowohl Integrationskraft nach innen als auch Anerkennungspotential nach außen entwickelte, war gerade in diesem Jahrzehnt eine unverzichtbare Voraussetzung für kollektive Selbstorganisierung, gesellschaftliche Teilhabe und politische Handlungsfähigkeit. Und neben der Einrichtung von lesbischen Räumen, zu denen nach einer Bestandsaufnahme der Historikerin Katja Koblitz allein in Berlin »mindestens 26 Damenvereinigungen, 68 Orte für Damenveranstaltungen [...], [und] 77 Damentreffpunkte« zählten (Koblitz 2018: 17), dienten dabei homosexuelle Zeitschriften als bedeutendes »Gruppenmedium [und] Sozialisationsinstanz« (Hacker 1987: 265).

Die lesbische Zeitschrift »Die Freundin«, herausgegeben vom Verleger Friedrich Radszuweit (1876–1932) in Berlin, gilt heute als die beliebteste und am weitesten verbreitete Lesbenzeitschrift der Weimarer Republik, wenn gleich die genaue Auflagenzahl nicht bekannt ist; das Blatt wurde über die Landesgrenzen hinaus, nachweislich auch in Österreich und der Schweiz, vertrieben.³³ Die Intention der Stiftung eines kollektiven, widerstandsfähigen sowie emanzipierten Selbstverständnisses formulierte die Redaktion unmissverständlich: »»Die Freundin« wird eintreten für die Gleichberechtigung der

31 Lautmann 1999: 7.

32 Vgl. u.a. Schader 2004: 8.

33 Vgl. Vogel 1984: 162.

Frauen im gesellschaftlichen Leben. »Die Freundin« wird zur Pflege der idealen Frauenfreundschaft beitragen, durch Veröffentlichung entsprechender Artikel [...].«³⁴ Sie war angegliedert an den Bund für Menschenrecht (BfM), woraus sich Rückschlüsse auf die sozioökonomische Verortung des Lesepublikums ziehen lassen, da dieser Verband viele soziale Gruppen abdeckte.³⁵ Das Gros der Leser:innen zählte tendenziell zu den mittleren bis oberen Gesellschaftsschichten. Indizien dafür liefern die literarischen Beiträge, deren Handlungen vorwiegend im gehobenen sozialen Milieu, manchmal auch in der Welt der Angestellten angesiedelt waren.³⁶ Zwar handelte es sich dabei um fiktive Räume und Figuren. Diese müssen aber als Identifikationsangebot anschlussfähig an die Lebensrealität lesbischer Frauen gewesen sein.³⁷ Die Historikerin Heike Schader verweist dagegen auf die inserierten Treffpunkte in den Anzeigeteilen der Zeitschrift, welche auch die Adressierung von Frauen aus der Arbeiterschaft bezeichnen.³⁸ Diese Aspekte stützen den Ruf der Zeitschrift als äußerst populäres und breit rezipiertes Organ der lesbischen Szene jener Jahre. Aus diesen Gründen stellt »Die Freundin« für die hier verfolgte Fragestellung eine herausragende Quelle dar.

Die Zusammensetzung der Redaktion fluktuierte stark. Redaktionell hauptverantwortlich waren zunächst Aenne Weber, 1927 abgelöst von Elsbeth Killmer, ab 1930 schließlich der Verleger Friedrich Radszuweit höchstpersönlich.³⁹ Diese Brüche auf redaktioneller Ebene decken sich bei genauerem Hinsehen exakt mit sexualpolitisch relevanten Zäsuren: Im Zuge des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften« vom 18. Dezember 1926 stand die »Freundin« bald auf der »Liste für Schund und

34 Verlag und Redaktion: Zur Beachtung!, in: *Die Freundin*, 1. Jg., Nr. 3 (15.09.1924): 2. Vgl. dazu auch Micheler 2005: 85.

35 Micheler 2005: 87.

36 Vgl. auch Vogel 1984: 168.

37 Gestützt wird diese These durch die Beobachtung der Historikerin Hanna Hacker, die darauf verweist, dass die Selbstreflexion von Lesben maßgeblich in den literarischen Beiträgen zu finden war. Vgl. Hacker 1993: 385–389. Sicherlich boten die Texte aber auch die Möglichkeit, ersehnte Ideale zu modellieren, vgl. dazu Schader 2017: 133.

38 Vgl. Schader 2000: 11.

39 Vgl. Vogel 1984: 162–163. Micheler nimmt die geschlechtsspezifisch interessante redaktionelle Zäsur bereits für das Jahr 1928 an, vgl. Micheler 2005: 95. Die 1929 zahlreich erscheinenden Leitartikel Elsbeth Killmers deuten aber bis 1930 auf eine Kontinuität in der personellen Struktur der Redaktion hin.

Schmutz«, woraufhin ein Aushangverbot von Juni 1928 bis Juni 1929 folgte.⁴⁰ Das Berliner Jugendamt befand die Zeitschrift als »für die weibliche Jugend gefährlich«, weshalb sie von Straßenhändler:innen nicht ausgehängt und »nur auf ausdrückliches Verlangen« hätte verkauft werden dürfen.⁴¹ Den Umweg zum Lesepublikum fand sie schließlich unter anderem Titel: »Ledige Frauen«, wobei Inhalt und Aufbau konzeptuell weitgehend gleich blieben.⁴² Und um das Jahr 1929, also kurz bevor der Verleger persönlich redaktionell hauptverantwortlich zeichnete, befand sich die neuerliche Debatte um eine umfassende Strafrechtsreform, was prominent den § 175 betraf, auf ihrem Höhepunkt. Die personellen Wechsel erscheinen insofern als eine politisch bedingte Übergabe des Steuerrads, um durch die Wogen sexualpolitischer Wellen zu navigieren.

Inhaltlich muss aufgrund dieser juristischen Bedingungen abstrahiert werden: Um den Fortbestand der Zeitschrift zu sichern, wurde nicht selten zum Mittel der Selbstzensur gegriffen, mittels Verschleierung beziehungsweise Codierung. Eine allzu eindeutige Signalisierung von sexuellem Begehrn durfte beispielsweise in den Kontaktanzeigen nur in chiffrierter Form erfolgen.⁴³ Für diese Untersuchung zentral erscheint dabei die Tatsache, dass Codes auf die Existenz eines Kollektivs verweisen, welches nämlich fähig sein müsse, verdeckte Botschaften zu decodieren.⁴⁴ Daraus folgt ein weiterer quellenkritisch äußerst relevanter Aspekt: Aufgrund der Funktion der Zeitschrift als Medium der Selbstverständigung und Stiftung einer kollektiven Identität lesbischer Frauen muss von einem potenziell hochgradig normativen Charakter der Inhalte ausgegangen werden. Deshalb sind etliche Äußerungen als Teil einer Strategie der Aneignung, Bewahrung und Tradierung im Prozess der kollektiven Identitätsbildung zu betrachten.⁴⁵

40 Vgl. zur Zensur von Freundschaftszeitschriften Micheler 2005: 196–197.

41 Balz, Bruno/Radszuweit, Friedrich: Zur Beachtung! Die Freundin, heute letzte Ausgabe, in: Die Freundin, 4. Jg., Nr. 13 (25.06.1928): 4.

42 Vgl. Vogel 1984: 162.

43 Vgl. Micheler 2005: 101. An dieser Stelle lohnt sich die Analyse literarischer Texte, in denen sich verschlüsselte Hinweise auf Sexualität und Begehrn anhand literarischer Stilmittel finden. Vgl. dazu Schader 2004: 231.

44 Vgl. auch Hacker 1987: 187.

45 Diese Einordnung orientiert sich an dem Ansatz von Jan Assmann, welcher die Funktion des kollektiven Gedächtnisses darin sieht, dass es mittels »Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten« ein kollektives »Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangen-

Aus diesen quellenkritischen Reflexionen ergibt sich, dass die Analyse einer einzigen lesbischen Zeitschrift zwar keine empirisch repräsentative Auswertung ermöglicht.⁴⁶ Für die Fragestellung des vorliegenden Beitrags liegt aber gerade im normativen (Fragment-)Charakter des Mediums ein großer Mehrwert. Denn es lässt sich fragen: Auf welche Werte und Demarkationslinien einige man sich in der Hervorbringung, Einhegung sowie der Stabilisierung einer kollektiven Identität? Und welche Bedrohungsbilder von Bisexualität waren in dieser Homogenisierung von kollektivem lesbischen Selbstverständnis besonders virulent?

Dem Historiker Stefan Micheler zufolge war für die zeitgenössische Konstituierung sexueller Identitäten männerbegehrender Männer die Wechselwirkung von Fremd- und Selbstidentifizierung zentral.⁴⁷ Das gilt auch für frauenbegehrende Frauen.⁴⁸ Der Rekurs auf sexualwissenschaftliche Theorien zur Homosexualität war im Ringen um die Entkriminalisierung und Entpathologisierung auch hier ein probates Mittel. Dabei wirkten rechtliche Rahmenbedingungen sowie gesellschaftspolitische Debatten und Ereignisse enorm als Katalysatoren: Die verstärkten Zensurbestrebungen in Deutschland ab 1926, die Kontroverse um die Strafrechtsreform 1929/1930 sowie der sogenannte »Röhm-Skandal« 1931/32 sind als solche Ereignisse zu nennen.

Eine wichtige Argumentationsfigur im Anerkennungskampf war der Verweis auf die »Natürlichkeit« der Homosexualität als einer angeborenen und

heit« tradiert, auf das »eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.« Assmann 1988: 15. Die Selbstzeugnisse in der »Freundin« können deshalb als Bestand eines kollektiven lesbischen Gedächtnisses und Bewusstseins erachtet werden. Sie erfüllen in ihrer Funktion auch einige Kriterien für die Einordnung der lesbischen Community in den 1920er Jahren als kollektive Identität. So erinnern die Beiträge an zentrale Mechanismen bei der Genese kollektiver Identitäten in Anlehnung an die Definition von Carolin Emcke: beispielsweise die »intersubjektive Ich-Ausbildung« durch kommunikative Prozesse (173), wie sie in den Leser:innen-Debatten zu beobachten ist. Oder auch eine »dynamische Zeitlichkeit«, also die Verzahnung von Vergangenheit und Gegenwart, innerhalb der narrativen Tradierung der eigenen Geschichte (175–176), wie sie in der Artikelserie »Historische Männinnen« über lesbische Persönlichkeiten in der Geschichte aufscheint. Vgl. zur Definition und Typisierung kollektiver Identitäten: Emcke 2018 (2000).

46 Eine dahingehende vergleichende Analyse anderer homosexueller Zeitschriften, beispielsweise des Blattes »Die Freundschaft« (1919–1933), konnte im Rahmen dieses Formats nicht berücksichtigt werden und steht noch aus.

47 Vgl. dazu auch Plötz 1998: 129–136. Vgl. Schwarz 1983: 62–80.

48 Vgl. Schwarz 1983: 62–80.

somit gleichberechtigten Form des menschlichen Begehrrens.⁴⁹ Im Prozess der Vergemeinschaftung bewegte sich die Argumentation jedoch nicht nur in der Aktualität gegenwärtiger Ereignisse und Diskurse. Bedeutsam war vor allem der Rückgriff auf die Vergangenheit: Die Inanspruchnahme historischer Persönlichkeiten als (teilweise vermeintliche) Vorreiter gleichgeschlechtlichen Lebens einerseits und andererseits als Beweis gesellschaftlicher Verdienste von Homosexuellen in der Geschichte sollte die Anerkennung legitimieren. Durch die von Ferdinand Karsch-Haack publizierte Artikelserie »Historische Männinnen« gelang ein Zirkelschluss *par excellence*: Denn die hier vorgestellten frauenbegehrenden Frauen vergangener Zeiten verkörperten typische Eigenschaften der erst später so definierten lesbischen Frau, wie sie in sexualwissenschaftlichen Abhandlungen der Gegenwart auftauchte – insbesondere galt dies für den Phänotyp der ›virilen‹ Frau, der sich im maskulinen Gebaren von Geburt an bestätige und dessen ›Andersartigkeit‹ Ausdruck einer ›inneren Veranlagung‹ sei. Sexualwissenschaftliche Theorien wurden somit nicht nur für die Ausgestaltung von Gegenwart und Zukunft, sondern auch für die Schöpfung einer Traditionslinie in ferne Vergangenheiten hinein genutzt und untermauert.⁵⁰

Neben der Konstituierung und Stabilisierung eines Selbstverständnisses durch Rückgriff auf sexualwissenschaftliche Theorien und Arbeitsweisen spielten bei der Einhegung des Gruppenbewusstseins Inklusions- und Exklusionsmechanismen eine tragende Rolle.

Inkludierend wirkte dabei der Austausch über gemeinsame Erfahrungen und Ideale. Neben der Besprechung leidvoller Diskriminierungserfahrungen

49 Darunter finden sich in den Beiträgen auch problematische Argumentationslinien im Kielwasser der Eugenik, um für die Anerkennung homosexueller Menschen zu plädieren. Vgl. hierzu etwa: Killmer, Elsbeth: Zum wahren Volkswohl, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 14 (02.10.1929): 2.

50 Ergänzend sei angemerkt, dass die Apperzeption sexualwissenschaftlicher Thesen durchaus kontrovers debattiert wurde. Während der Rückgriff auf die Sexualwissenschaft für die Autor:innen ein wirkmächtiges Instrument im Kampf um Gleichberechtigung war, wies der Herausgeber Radzuweit – allerdings im Kontext einer persönlich motivierten Distanzierung von Magnus Hirschfeld – auch kritisch auf die Ambivalenz sexualwissenschaftlicher Erzeugnisse hin. Diese seien nicht selten eine argumentative Grundlage sowohl für als auch gegen die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Liebe, vgl. beispielhaft: Radzuweit, Friedrich: Homosexualität ein medizinisches Fragment?, in: Die Freundin, 7. Jg., Nr. 26 (01.07.1931): 2.

war auch die Verhandlung von Partnerschafts- und Lebensmodellen ein zentraler Diskussionsgegenstand in der »Freundin«. In der Modellierung von Beziehungskonzepten dominierte die Reproduktion stereotyper Geschlechterbilder und -rollen. Grundlage dafür war einmal mehr die Sexualwissenschaft, in deren Theorien die Wirkmacht der sogenannten »Geschlechtscharaktere« als Ordnungsprinzip zwischenmenschlicher Anziehung beschworen wurde.⁵¹ Für frauenbegehrnde Frauen ergaben sich durch die Aneignung dieser Stereotype aber auch sinnvolle Strategien für die gesellschaftliche Partizipation: Die partielle Übernahme der gesellschaftlich anerkannten heteronormativen Geschlechterkorrelation – etwa durch Kleidung oder besondere Accessoires – ermöglichte es ihnen, als lesbisches Paar sichtbar zu werden.⁵² Gleichzeitig spiegelte sich in der Performativität gesellschaftlich akzeptierter Geschlechterkonstellationen und eheähnlicher Beziehungskonzepte auch der Wunsch nach gesellschaftlicher Absegnung homosexueller Partnerschaft wider – und zwar *out of the closet*.⁵³ Die Erfüllung dieses Wunsches stand auf einem anderen Blatt. Dass die Verwirklichung idealer Beziehungsmodelle und -konstellationen beileibe nicht die Lebensrealität aller abdeckte, zeigt die Funktion der Debatten von Leser:innen als Kompensation ihres Leidensdrucks – die Sehnsucht nach lebbaren Frauenbeziehungen lässt sich geradezu verdichten auf die Formel einer kollektiven Einsamkeit.

Und an dieser Erfahrung von Legitimierungskampf und kollektiver Einsamkeit entzündete sich einer der schärfsten Exklusionsmechanismen bei der Verhandlung lesbischer Identität in den 1920er Jahren: War es dabei zunächst sinnvoll, die Bisexualität als biologische Disposition zu denken, geriet sie als eine eigenständige Form des Begehrns weit ins Abseits des lesbischen Kollektivs. Die Bisexualität als geschlechterübergreifendes Begehrn stellte eine De-markationslinie in der Verhandlung und im Anerkennungskampf lesbischer Identität dar. Dies zeigte sich je nach sozialpolitischem bzw. politisch-kulturellem Kontext in unterschiedlicher Intensität, wie in der einschlägigen Forschung nach wie vor unterschätzt wird.

Die Redaktion der »Freundin« eröffnete Anfang Februar 1927, nur wenige Wochen nach dem Inkrafttreten des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend

51 Vgl. Plötz 1998: 129.

52 Vgl. Schader 1998: 141.

53 Vgl. hinsichtlich wechselseitiger Angleichung von Partnerschaftsmodalitäten zwischen hetero- und homosexuellen Personengruppen: Cammerl 2023: 69–70.

vor Schund- und Schmutzschriften« vom 18. Dezember 1926, einen Meinungsaustausch über »die homosexuelle Frau«. In der Gesellschaft war Gegenwind aufgezogen, der sich, wie nicht selten heute noch, in Gestalt vorgesetzten Jugendschutzes präsentierte. Darauf reagierte die Redaktion mit der Debatte, um gezielt mit gesellschaftlichen Vorurteilen über Lesben aufzuräumen. Vor allem das Bild der maßlosen Sexualität galt es zu korrigieren:

Alle möglichen Laster, wie zügellose Sinnlichkeit, Trunksucht, Spielwut usw. hängt man ihr an, als ob diese Frau ohne Moral wäre. Vor allen Dingen malt man sich ihre »Perversität« in den schrecklichsten Farben aus. [...]. Und wie ganz anders ist es doch in Wirklichkeit.⁵⁴

Dabei gab die Redaktion Vorgaben für ein normativ positiv besetztes Selbstbild, indem sie die bereits beschriebenen typischen »zwei Arten von homosexuellen Frauen«, die »virile – d. i. die männliche – und die feminine – d. i. die weibliche – Frau«, ins Zentrum stellte.⁵⁵ Zunächst griffen die Zuschriften von Leser:innen diese Topoi auf und ordneten sie in ihre Erfahrungen ein, beispielsweise, indem die gesellschaftlich besonders prekäre Situation der maskulinen Frau beschrieben wurde. Eine Leserin namens Maria potenzierte die Schwere der Diskriminierungserfahrung durch den Hinweis auf die angenommene biologische Determiniertheit von Homosexualität und entwaffnete damit etwaige Kritik an »homosexuellem Gebaren«:

Immer habe ich beobachtet, daß die virile homosexuelle Frau mehr unter Hohn, Schimpf und Verachtung zu leiden hatte, als die feminine. [...]. – Es ist wirklich für uns doppelt schwer, eine gute Stellung zu bekommen, [...], wenn man leider – so – geboren ist!⁵⁶

Auch Friedel K. berichtete von ihren Diskriminierungserfahrungen als frauenbegehrende Frau und betonte die »Naturwüchsigkeit« der Homosexualität: »Es

54 Die Redaktion: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 2 (07.02.1927): 4–5.

55 Ebd.

56 Maria: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 3 (21.02.1927): 6.

handelt sich doch um eine ganz angeborene Naturempfindung. Jeder Mensch ist doch schließlich eine Welt für sich.«⁵⁷

In den folgenden Ausgaben riss das Interesse an der Verhandlung des lesbischen Selbstbildes, basierend auf einer Verlötung von biologischen und psychischen Geschlechtseigenschaften, nicht ab. Abwechselnd verwoben sich dabei die einzelnen Stränge von Schilderungen gemeinsamer Erfahrungen von Glück und Leid sowie von wissenschaftlicher Erklärbarkeit und Legitimierung von Homosexualität.⁵⁸ Diese wenigen Schlaglichter beleuchteten bereits eindrücklich die Notwendigkeit für lesbische Frauen, alltägliche Diskriminierung und Bewährung in Beruf und Privatleben durch den Austausch in der »Freundin« zu kompensieren. Dabei wurde insbesondere die kollektiv geteilte Erfahrung von Einsamkeit verhandelt, woraus ein bedeutender Aspekt der Modellierung ideeller lesbischer Paarbeziehungen resultierte. Außerdem war das Moment der angeborenen Ausschließlichkeit lesbischen Begehrens und deren wissenschaftliche Begründung offensichtlich enorm wichtig für die Selbst- und Fremdwahrnehmung gleichermaßen. Die Debatte über ›die homosexuelle Frau‹ drehte sich über ganze drei Ausgaben hinweg fast ausschließlich um diese Themen.

Aber nur fast, denn Erzählungen von verschlungeneren Wegen der sexuellen Selbstfindung und von fluideren Formen von Sexualität versuchten sich bald dagegen zu behaupten. Sie mischten sich dieser geradlinigen Strategie der »intersubjektiven Ich-Ausbildung« (Emcke 2018: 173) lesbischer Frauen durch gegenseitige Vergewisserung der ›Naturwüchsigkeit‹ von Homosexualität und der Aufrechterhaltung der Moral inmitten dieser Anerkennungskämpfe bei. Schon in der ersten Fortsetzung der Debatte meldete sich eine Frau zu Wort, die »[e]ndlich einmal eine Gelegenheit [sieht], [ihr] Herz gleichgesinnten Menschen ausschütten zu dürfen!«⁵⁹ Die als »Auch so eine« pseudonymisierte Person bekannte, dass sie 1923 eine »kameradschaftliche Ehe« eingegangen war und erst 1925 ihre »Veranlagung« erkannt habe:

-
- 57 K., Friedel: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 3 (21.02.1927): 6.
- 58 Vgl. dazu etwa Hülsen, Erika: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 7 (18.04.1927): 6.
- 59 ›Auch so eine: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 4 (21.02.1927): 6.

Die Frau, Bubi genannt, versetzte mich in helles Entzücken, durch ihr sicheres Auftreten, ihre Kavaliersmanieren und ihr Äußeres. [...] Sie hatte ihren Kopf auf meinen Schoß gelegt und schloß die Augen. Ich bewunderte ihr damals langes, wundervolles schwarzes Haar und ein ungewisses Etwas zwang mich, ihr leise und sacht über das glänzende Haar zu streichen. Da schlug sie die Augen auf und sah mich an mit einem Blick, der mir alles Blut zum Kopfe trieb und mir ein starkes Herzklopfen verursachte. [...] Sie erzählte mir von der Liebe zwischen Frauen. Ihrem Erzählen lauschend, erkannte ich, daß in mir diese Liebe schlummerte. Ich hatte noch nie etwas gehört davon.⁶⁰

Die Entdeckung des eigenen lesbischen Begehrens sei weder für sie noch für ihren Mann leicht gewesen, doch irgendwann habe ihr Mann ihr »diese Freundschaft« gestattet. Trotzdem sei die Beziehung der beiden Frauen nicht unbelastet geblieben:

Jahre sind nun vergangen. Mein größter Schmerz ist, daß meine Freundin noch ein anderes Mädel hat, und trotz meiner Bitten nicht von ihr läßt. Alle Voraussetzungen für ein Glück schienen gegeben, aber ... Es hatten sich hier nun eine virile und eine feminine Frau zusammengefunden, um doch nicht restlos glücklich zu sein.⁶¹

Hier sprach eine heterosexuell lebende, aber (auch) lesbisch begehrende Frau, die das innere und äußere Coming-out nicht früh, sondern äußerst spät erlebte. Und die mit ihrem Lebenspartner konsensual ein Partnerschaftsmodell verhandelte, das die Gleichzeitigkeit einer hetero- und homosexuellen Beziehung nicht ausschloss. Bei alledem vermochte sie das ideelle Schema eines partnerschaftlichen Antagonismus zu bestätigen, indem sie den femininen Typus verkörperte und von einem maskulinen Pendant geliebt wurde. Trotzdem scheiterte dieses lesbische Paar. Diese Darstellung musste daher im Vergleich zu anderen Erfahrungsberichten einer doppelten Destabilisierung bisher normativer Identifikationsschemata gleichkommen: Einmal, indem es sich nicht um eine exklusiv lesbische Beziehung handelte; ein weiteres Mal, indem das bewährte Geschlechterrollenmodell scheiterte. In der folgenden Ausgabe finden sich denn auch verschiedene Reaktionen auf diese Komplikation. Die Leserin »G. B.« bezog sich dabei nur auf die ihr vertraute geschlechterkomplementäre Konstellation:

60 Ebd.

61 Ebd.

Der letzte Artikel von ›Auch so einer‹ gefiel mir, weil endlich das ›Jammern über Abnormität‹ dabei fehlte. Allerdings bedaure ich ja die Freundin wegen ihres ungetreuen ›Bubis‹, doch darf sie nicht vergessen, daß auch gerade die ›Untreue‹ das Privilegium der Männer, und somit auch der virilen Frau ist. Sie muß sich trösten, bei allem Idealismus unserer Liebe bleiben solche Enttäuschungen nicht aus. Rücksichtslos ist der ›Bub‹, der seiner Freundin dies merken läßt, [...].⁶²

Mit dieser Bezugnahme verstärkte die Leserin die ins lesbische Selbstbild integrierbaren Bestandteile einer Biographisierung der eigenen Sexualität: die gesellschaftlich tradierte Norm der komplementären Geschlechterkonstellation, nur als gleichgeschlechtliche Spielart. Bezeichnend erscheint dabei die Verselbstständigung patriarchaler Sonderrechte durch die soziale Zuweisung von vermeintlich geschlechtsimmanenter Eigenheiten: Nicht die Untreue des männlichen Parts wurde hinterfragt, sondern die Unfähigkeit zur Geheimhaltung derselben und die versursachte Verletzung der Betrogenen. Dadurch gelang die Übertragung von vormals heterosexuell-männlichen Vorrechten in nunmehr neue Privilegien einer homosexuellen und maskulinen Frau, wodurch zugleich eine für diese Zeit hinlänglich bekannte geschlechterspezifische Doppelmoral reproduziert wurde. Es ist auffällig, dass eine Kommentierung der bisexuellen Konstellation an dieser Stelle noch ausblieb.

Das Trittbrett für alternative Selbstbeschreibungen und -erkenntnisse lieferte prompt – und einmal mehr – eine Vertreterin der Wissenschaft. Mitten in der laufenden Debatte meldete sich F. Eibrecht zu Wort, die in ihrer Position als Psychologin reges Interesse am Thema betonte und ihr Fachwissen in die Debatte einbrachte:

Es gibt hier wie überall Ausnahmen, beschäftigt man sich aber ernsthaft mit der Homosexualität, so wird man meistens dabei feststellen müssen, daß diese Eigenart schon in der Geburt, [...] vorhanden ist. [...] Die Eltern sind ahnungslos und der Betreffende auch, denn zur Entwicklung des Gefühlslebens ist immerhin eine Reihe von Jahren nötig, ehe eine Selbsterkenntnis bewußt möglich ist. Hier liegt der peinliche Punkt der Frage, der so gefährlich das Leben dieser Menschen nachher bestimmt, denn die Erkenntnis kam zu spät. [...] Er [der homosexuelle Mensch] ist seiner inneren Entwicklung genau so gefolgt wie all die anderen Menschen auch und wird [sich] meist erst

62 B., G.: Meinungsaustausch über ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 5.

als Erwachsener bewußt, daß [...] [er] vielleicht nicht körperlich, so doch im Gefühlsleben ein Zwitterding ist, [...].⁶³

Das Narrativ der späten Erkenntnis ermöglichte zwar die Integration einer alternativen Selbstbiographisierung in gängige Interpretationen lesbischer Biografien. Dabei wurde aber auf das Argument der Naturwüchsigkeit von Homosexualität nicht verzichtet. Und dieser zeitgenössische Konsens über die Entstehung von Homosexualität verweigerte gleichsam die Integration von Bisexuallität als Variation sexueller Orientierung. Dies unterstreicht auch der aktivistische Duktus: F. Eibrecht argumentierte zugunsten einer Vereindeutigung des homosexuellen Begehrrens – ambivalente Verläufe und Formen des Begehrrens wurden als Phase in der Entwicklung homosexueller Neigung gedeutet und verblassten in einem rhetorischen ›Besser spät als nie‹.

Eine andere Zeitgenossin mit akademischem Titel, »Dr. G.«, meldete sich ebenfalls zu Wort, um zum Kampf um Gleichberechtigung zu ermutigen. Sie appellierte an die Gruppe lesbischer Frauen, sich gerade nicht abzusondern, sondern Allianzen mit anderen zu bilden:

Im Kampf um die Gestaltung des Eigenlebens nach eigenem Recht brauchen wir Bundesgenossen. [...]. Denn die Vorurteile gegen alle, die nicht ›normal‹ empfinden, sitzen auch in der modernen Gesellschaft [...] unsagbar fest. [...]. Die Welt da draußen steht euch voller Ablehnung und Verständnislosigkeit gegenüber. Verfallt aber ihr nicht dem gleichen Fehler, und verachtet nicht, wenn ihr verachtet werdet.⁶⁴

In diesem Appell zum Zusammenschluss finden sich Anklänge an die sogenannte Zwischenstufentheorie von Magnus Hirschfeld, die von einer Mannigfaltigkeit an Varietäten von Geschlecht und Begehren ausging:

Es gibt genug Menschen auch auf der anderen Seite, die Verstand genug haben, euch zu verstehen; [...]. [...] Denn es gibt, ich wage es zu behaupten, unter hundert Menschen kaum zwei, die nicht, sofern sie nur ehrlich sind, einen Winkel ihres Herzens finden, in dem der Zug zu dem eigenen Geschlecht seinen angeborenen Platz hat. Die Natur verfährt nie so, daß sie durchweg nur

63 Eibrecht, F.: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 5.

64 Dr. G.: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: *Die Freundin*, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 6.

Vollmänner und Vollfrauen schafft, im Gegenteil, die Vollmänner und Vollfrauen gerade sind die Ausnahmen.⁶⁵

Diese Gedanken entsprangen der Annahme, dass nahezu jeder Mensch über ein bisexuelles Potenzial verfüge. Diese Hypothese ermöglichte die Stiftung eines verbindenden Moments im Kampf um Gleichberechtigung. Bemerkenswert ist, dass auch in diesem Beitrag der Terminus ›bisexual‹ nicht explizit genannt wurde, obwohl er in dieser Antwort auf die geschilderten sozialen Konstellationen in den vorangestellten Debattenbeiträgen passend gewesen wäre.

Eine vierte Reaktion kam schließlich von »Noch so einer«, die sich – ebenfalls anonym – in »Auch so einer« wiedererkannte:

Auch mir ging es ähnlich, [...]. Besonderer Umstände wegen heiratete auch ich, obwohl ich im sechsten Jahre mit meiner damals von mir über alles geliebten Freundin in ständiger seelischer und wirtschaftlicher Gemeinschaft lebte, mit ihrem Einverständnis. In vollkommener Unwissenheit über meine Veranlagung einem Manne gegenüber, mit dem ich sonst nie Gemeinschaft hatte, ging ich in die Ehe, und im Gedanken, daß ich das innige Gemeinschaftsleben mit meiner Freundin weiterführen konnte. Jedoch kam es zu unangenehmen Eifersuchtsszenen, so daß ich mich aus Vernurftsgründen von meinem Manne trennen mußte und der Freundin wiederum die alleinige blieb.⁶⁶

Diese Äußerung erscheint mit Blick auf die Interpretation der äußeren wie inneren Beweggründe für eine hetero- und homosexuelle Ausrichtung ambivalent. Insbesondere die Bezüglichkeit in der Formulierung »in vollkommener Unwissenheit über meine Veranlagung meinem Manne gegenüber, mit dem ich sonst nie Gemeinschaft hatte« bleibt doppelbödig. In der Deutung scheint dabei die Intransparenz dem Ehemann gegenüber zunächst plausibler zu sein. Da dieser Ehe eine glückliche lesbische Partnerschaft aber nicht nur vorausgegangen war, sondern diese auch weiterhin Bestand hatte, erscheint auch die Lesart eines entdeckten heterosexuellen Anteils im bisher homosexuellen Begehr der Frau möglich. Die Verhandlung eines unkonventionellen Beziehungsmodells gestaltete sich letztlich auch in diesem Fall nicht unkompliziert, mündete schließlich aber in eine stabile bisexuelle Konstellation –

65 Ebd.

66 ›Noch so eine: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 6 (04.04.1927): 6.

jenseits dubioser Doppelmoral, sondern aufbauend auf Konsens und, mit Blick auf die Frau, verbunden mit emanzipatorischem Verständnis:

So lebte ich fünf Jahre von ihm getrennt und bin heute wieder mit ihm zusammen, jedoch unter erfreulicherem Umständen. Mein Mann, gleichfalls um mich nicht leiden zu sehen und mit jeder seiner Bewegung nur mein Bestes wollend, versucht, meine Veranlagung zu verstehen und, da er trotzdem nicht von mir lassen will, duldet er willig meinen Umgang mit meinen Geschlechtsgenossinnen. Nun kann ich der Freundin alles sein, ich selbst bin glücklich und zufrieden und kann mich stets unter meinen sämtlichen homosexuellen Schwestern ohne irgendwelchen Druck wohlfühlen. Möchten noch viele, die ebenfalls verheiratet sind, gleicherweise von ihren Männern Verständnis für ihre homosexuelle Veranlagung finden, demzufolge in einer Kameradschaftsbeziehung leben und mit der Freundin den Bund fürs ganze Leben schließen können.⁶⁷

Eine in der lesbischen Traditionslinie gedachte »homosexuelle Veranlagung« und eheähnliche Lebenspartnerschaft zweier Frauen wurde in diesem Fall nicht als unvereinbar mit einer heterosexuellen sogenannten »Kameradschaftsbeziehung« gedacht. Dabei ist auf die zeitgenössische Polyvalenz dieses Begriffs hinzuweisen: Einerseits wurden damit Beziehungskonstellationen bezeichnet, die Scheinehen gleichkamen und die Funktion der Vereinbarkeit von gesellschaftlicher Integration und unkonventioneller Sexualität hatten.⁶⁸ Dem Historiker Benno Gammerl zufolge war dies sowohl für homosexuelle als auch bisexuelle Individuen ein attraktives Konzept.⁶⁹ Andererseits hatte der Begriff eine emanzipatorische Dimension insofern, als die Egalität der beiden Partner:innen sowohl im Wort der »Kameradschaft« als auch in der Ausgestaltung einer »Kameradschaftsbeziehung« Ausdruck finden sollte.

Es zeigt sich, dass die dräuende Gefahr für homosexuelle Zeitschriften in Gestalt des Ende 1926 installierten Zensurinstruments »zur Bewahrung der Jugend vor Schund und Schmutz« den Auftakt zu einer konzentrierten Debatte über das eigene Selbstverständnis bildete. Einmal mehr geriet die lesbische

67 Ebd.

68 Dies war beispielsweise in der NS-Zeit, zumal nach der Verschärfung des § 175 im Jahr 1935, für homosexuelle Männer eine verbreitete Möglichkeit weitgehend geschützt zu leben. Vgl. Micheler 2005: 412.

69 Gammerl 2023: 70.

Liebe zum Politikum. Einmal mehr galt es, diese durch Destabilisierung gängiger Vorurteile und gegenseitige Selbstvergewisserungen klar zu konturieren.

Eine Taktik dabei war, die negativen Vorurteile mit dem Verweis auf die sozial anerkannten Verdienste von homosexuellen Menschen zu entschärfen.⁷⁰ Wie die Historikerin Heike Schader überzeugend herausgearbeitet hat, war für ein positives Selbstbild vor allem aber das Konzept der Virilität zentral, womit die Verkörperung von androgynem Erscheinungsbild und maskulin codierten Eigenschaften gemeint war.⁷¹ Blättert man in diesen Zeitschriften, verdichten sich förmlich die Beschreibungen der virilen, selbstständigen, geistig beschlagenen und beruflich unabhängigen lesbischen Frau zu einer sehr konkreten Vorstellung. Zu diesem zeitgenössischen Idealtypus versuchten sich jedoch offensichtlich einige alternative Selbstdarstellungen zu gesellen – in Form von bisexuellen Lebensentwürfen mit unterschiedlicher Ausgestaltung und Motivation.

Es gilt jedoch, die spezifischen sozioökonomischen und politischen Realitäten der Weimarer Republik in diesen Befund einfließen zu lassen.⁷² Sowurde in einer der zitierten Aussagen wohl nicht von ungefähr auf das Jahr der Hyperinflation 1923 verwiesen, da dies als Hinweis auf die ökonomische Zwangslage als Grund für die Ehe gelesen werden konnte. Bei der ebenfalls bereits zitierten Formel »Besondere Umstände« sah dies nicht anders aus. Außerdem bestanden ganz generell für Frauen dem Mythos von den ›Goldenens Zwanzigen‹ zum Trotz geschlechtsspezifische Restriktionen fort, nicht zuletzt in beruflicher Hinsicht. Und eine eheähnliche rechtliche Anerkennung, gar staatliche Förderung gleichgeschlechtlicher Beziehungen stand noch in den Sternen. Die Pseudonyme »Auch so eine« und »Noch so eine« verweisen darüber hinaus einerseits auf ein verbreitetes Vorkommen von Bisexualität, belegen andererseits aufgrund der Anonymisierung aber auch den prekären Status bisexuell lebender Frauen in der Community. – Ein Gebot der Vorsicht? Tatsächlich wurde der Terminus »bisexuell« in der »Freundin« bis zur Mitte der 1920er Jahre weder als Selbst- noch als Fremdbezeichnung verwendet. Und diese erste Debatte über bisexuell lebende und/oder begehrende Frauen versandete überdies sehr schnell. Widerspruch blieb zwar aus, Zuspruch aber auch, zumindest weitge-

70 Vgl. Die Redaktion: Meinungsausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 2 (07.02.1927): 4.

71 Vgl. Schader 2000: 8–34.

72 Vgl. auch ebd.: 30.

hend. Nach einem kurzen Moment des Aufscheinens verschwand die Frage der Bisexualität erneut in der Unsichtbarkeit.

Erst im November 1929 tauchte das Thema plötzlich wieder auf, ein knappes halbes Jahr nach Aufhebung des Aushangverbots der »Freundin« und inmitten der heiß geführten Debatte über die Strafrechtsreform. Die Fraktionsentwürfe schwankten zu diesem Zeitpunkt zwischen völliger Straffreiheit bis hin zur Schaffung neuer Straftatbestände bei homosexuellen Handlungen.⁷³ Die Strafrechtsdebatte um 1910 dürfte dabei im kollektiven Gedächtnis dieser Generation lesbischer Frauen noch präsent gewesen sein; schon damals waren sexuelle Handlungen zwischen Frauen als möglicher zukünftiger Straftatbestand debattiert worden.⁷⁴ Ein weiterer Auslöser der Debatte hing mit dem Frust über eine regional unterschiedlich gut etablierte lesbische Subkultur zusammen. Im Vergleich zur Situation in der schillernden Metropole Berlin blieb beispielsweise eine Vernetzung im Rheinland prekär:⁷⁵ »Ich habe niemals etwas gehört von einem Zirkel[,]« schrieb ›ein Rheinmädchen, und stellte die Frage: »Schämt ihr Rheinlandfrauen euch eures Wesens? Wollt ihr eure Art verleugnen?«⁷⁶ Unter der Rubrik »Unsere Leserinnen haben das Wort« reagierte ›S. S.‹ aus Duisburg einen Monat später auf ›das Rheinlandmädchen‹ – eine Debatte über die Erfahrungen lesbischer Frauen in der ›Provinz‹ war entzündet und schnell waren dabei die Schuldigen ausgemacht:

Die Schuld, warum im Rheinland sich ein derartiger Klub nicht hält, liegt wohl nur an den bisexuellen Frauen, wovon die Berliner Frauenklubs wohl verschont bleiben. Es wäre für das schöne Rheinland sehr zu wünschen, wenn ein tadelloser Frauenklub zustande kommen möchte. Ja, die Berliner

73 Vgl. Grau 2011: 150.

74 Vgl. ebd.

75 Aufgrund der Erfahrung fehlender Strukturen der Vernetzung gewann die Rubrik der Kontaktanzeigen in zeitgenössischen Freundschaftszeitschriften gerade für den ländlichen Raum einen unschätzbarer Wert als Mittel der Kontaktaufnahme. Vgl. dazu mit Blick auf den deutschen Südwesten in den 1920er Jahren: Heiberger, Lisa: So ›blieb mir nur der Weg des Inserats‹ – die Bedeutung von Kontaktanzeigen in »Die Freundin« für queere Menschen im deutschen Südwesten. <https://www.lsbtqiq-bw.de/2020/11/02/so-blieb-mir-nur-der-weg-des-inserats-die-bedeutung-von-kontaktanzeigen-in-die-freundin-fuer-queere-menschen-im-deutschen-suedwesten/>. 02.11.2020.

76 Ein Rheinlandmädchen: Achtung!! Rheinland!!, in: Die Freundin, 5. Jg. Nr. 19 (06.11.1929): 6.

[...] haben, so glaube ich wenigstens, nur solche Damen, die waschecht sind.⁷⁷

Diese Schuldzuweisung gründete offensichtlich in einer mehrfach erlebten Enttäuschung:

In vielen Fällen habe ich im Rheinland die traurige Erfahrung gemacht, daß gerade hier die Frauen sich als homosexuell ausgeben, die fast durchweg halbseiden sind. [...]. Ich kann gut verstehen, daß hier im Rheinland kein Klub zustande kommt, denn eine richtig homosexuelle Frau, wenn sie dieselbe Erfahrung gemacht hat wie ich, wird sie sich still zurückziehen und, wenn sie das Glück hatte, eine Freundin zu finden, so wird sie mit ihrem Kleinod ein Leben für sich führen. Jedoch ist sie alleine, so wird sie sich von dem Schmutz zurückziehen [...].⁷⁸

Schließlich fand sie lobende Worte für das »Rheinlandmädchen« und äußerte einen Ratschlag an die lesbische Community:

Liebes Rheinlandmädchen, aus Ihren Zeilen ersehen wir, daß Sie nicht unter falscher Flagge segeln wollen. Sie wollen mit offenem Visier für Ihr Gutes kämpfen. [...]. Sollte es möglich sein, daß ein Klub zustande kommen sollte, so muß von vornherein gesiebt werden, um alle unlautere Elemente fern zu halten, denn nur durch die bisexuelle Frau wird unser Menschentum in Schmutz getreten, denn diese Art Menschen haben nur solange an uns Interesse, solange sie ihre sinnliche und materielle Befriedigung finden. Sobald die bisexuelle Frau ins andere Lager übersiedelt, wird sie mit hohnlächelndem Munde im Arm ihres Geliebten die Stunden erzählen, die sie im Arme einer homosexuellen Frau erlebt hat, was jener das Heiligste und Schönste war!⁷⁹

Zur Stabilisierung der lesbischen Szene, auch außerhalb Berlins, zog »S. S.« die Grenze scharf entlang des begehrten Geschlechts. Die Virulenz geschlechter-übergreifenden Begehrrens wird auch anhand der in diesem Zusammenhang gewählten Versatzstücke deutlich: Es dominierten Begriffe aus dem Feld der

77 S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädchen zur Erwiderung!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

78 S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädchen zur Erwiderung!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

79 Ebd.

Kriegsführung, von »Lagern«, »Flaggen«, »offenen Visieren« und »kämpfen« war hier die Rede. Anerkennungskämpfe wurden zugleich mit Abgrenzungskämpfen verflochten – zu Lasten der bisexuellen Menschen in den eigenen Reihen. Dabei gründete das Moment der Exklusion auf dem Vorwurf der Uneindeutigkeit des Begehrens bisexueller Frauen. An dieser Frage offenbarten sich etliche Vorurteile, beispielsweise das Motiv des Verrats: Die Bisexuelle schändete »hohnlächelnd« die vormalige Teilhabe an etwas »Heiligem«, indem sie in den Armen eines Mannes liege und damit die ›Stunden‹ mit einer Frau preisgebe. Interessant ist hierbei, dass der temporale Bezugsrahmen der heterosexuellen Erfahrung offen gehalten und damit potenziell als größer imaginiert wurde als derjenige der homosexuellen Erfahrung. Es klang damit auch der Verdacht an, dass sich die lesbische Neigung lediglich in einer Neugierde, einem kurzen Streifzug durch fremde Gefilde erschöpfen könne, hervorgerufen durch bisexuelle »sinnliche« Befriedigungswut, eine gewissermaßen übermäßige Wollust. Das »Heiligtum« der lesbischen Welt, so die Botschaft, galt es von solchem »Schmutz« reinzuhalten. In der Forderung einer auch äußerlich sichtbaren strikten Distanzierung wurde ein notwendiger Schachzug auf dem Weg zur gesamtgesellschaftlichen Anerkennung erkannt:

Ich würde vorschlagen, einen streng abgegrenzten Privatzirkel zu gründen, wo über jede eintretende Person eine Auskunft eingeholt wird, daß sie einwandfrei ist. Denn nur so ist es möglich, daß die Welt mit anderen Augen auf uns sieht, dann wird auch die Verpönung aufhören. Dieses ist nur möglich, wenn die Bisexualen aus unsren Vereinigungen ausgeschlossen werden. Denn unsere Liebe gilt doch nicht nur der Ausschweifung und der Wollust, sondern wir suchen ideale, echte Freundschaft!⁸⁰

Diese Sätze markierten die Bisexualität als Grenzstein ›einwandfreier‹ lesbischer Identität. Die Bisexualität wurde in mehrfacher Hinsicht für die Profilierung lesbischer Liebes- und Lebensformen instrumentalisiert, indem sie nicht nur als »halbseiden« abgewertet wurde, sondern ihr darüber hinaus die Schuld an der »Verpönung« des lesbischen Begehrens durch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft angelastet wurde. Dies ist ein deutlicher Beleg für eine schon in dieser Zeit virulente doppelte Diskriminierung von Bisexualität

⁸⁰ S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädel zur Erwiderung!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

sowohl von homosexueller als auch heterosexueller Seite. Beide Fraktionen implizierten eine Hypersexualisierung dieser Begehrungsform, die bürgerlich-heteronormative Werte verletzte. Im Gegensatz dazu wurde die lesbische Frau als kompatibel mit bürgerlicher Sexualmoral dargestellt.⁸¹ Dieser Befund ergänzt eine Beobachtung von Heike Schader, wonach spezifische Wesenszüge der homosexuellen Frau nicht nur für die idealtypische Selbststilisierung wichtig waren, sondern auch gesellschaftlicher Anerkennung dienlich sein sollten: In dieser Hinsicht wurde 1927 in der »Freundin« die sexuelle Mäßigung betont, die sich in der »Artigkeit« der frauenbegehrenden Frau gegenüber Geschlechtsgenossinnen ausdrücke.⁸² An der oben zitierten Quelle zeigt sich gleichsam die Vervollständigung dieser Argumentationsfigur zwei Jahre später, indem das homosexuelle Begehr von anderen vorurteilsbelasteten Begehrungsformen abgegrenzt wurde: Die Abwertung der Bisexualität geriet damit zur Waffe der marginalisierten homosexuellen Minderheit im Ringen um ihre Gleichwertigkeit mit Heterosexualität.

In der »Freundin« ging das neue Jahr 1930 unruhig weiter. Einzelne Stimmen in der Debatte um Bisexualität waren gar nicht so eindeutig zu interpretieren, so etwa die von »I. B.«, ebenfalls aus Duisburg, in ihrer Antwort auf »S. S.«:

Ich finde Ihre strikte Ablehnung gegen die sogenannten bisexuellen Frauen nicht recht. Sind es im Innern nicht genau so Menschen wie wir? Vielleicht fühlen dieselben sich durch ihren Zwiespalt, in dem sie leben, viel unglücklicher als es scheint. Ich weiß durch Erfahrungen, daß Frauen, die verlobt oder sogar verheiratet sind, nicht immer bisexuell veranlagt sind, auch nicht diejenigen, die eingehakt mit einem Manne scherzen oder lachen! Oft zwing[en] sie in den Arm eines Mannes die Eltern [...] oder sonstige Bedürfnisse, – wie heute der Kampf ums Dasein. Selbstverständlich gibt es auch bisexuelle Frauen, die in ihren geteilten Gefühlen sich der Frau sowie dem Manne geben.⁸³

81 Die Ablehnung von innerhalb der bürgerlich-heteronormativen Sexualmoral potenziell anstößigen und unkonventionellen Sexualpraktiken erinnert an die programmatische Festlegung gleichgeschlechtlich begehrender Personen auf eine möglichst ›normale‹ Außenwirkung innerhalb der Homophilenbewegung der 1950er und 1960er Jahre, vgl. Gammerl 2021: 51.

82 Vgl. Schader 2000: 20–21.

83 B., I.: Unsere Leser haben das Wort, in: Die Freundin, 6. Jg., Nr. 2 (08.01.1930): 6.

Die Problematik dieser Passage ist komplexer als auf den ersten Blick ersichtlich. Zunächst einmal ist das Aufgreifen der Fremdbezeichnung »die sogenannten bisexuellen Frauen« herauszustellen. Denn es zeigt einerseits, dass (binär gedachtes) geschlechterübergreifendes Begehrten in den 1920er Jahren als sichtbares Phänomen diskutiert wurde und als solches einer Benennung wert war. Andererseits deutet der Zusatz »sogenannte« hier den Prozess der Aneignung eines Begriffs an; insofern schien die Aufnahme der Fremdbezeichnung »bisexual« in den Sprachgebrauch relativ neu zu sein.⁸⁴ Bemerkenswert ist die Stiftung einer Gemeinsamkeit im Moment der Normabweichung: Bisexuelle Menschen hätten immerhin auch homosexuelle Neigungen und teilten insofern ähnliche Erfahrungshorizonte. Sogar die Ausgestaltung eines bisexuellen Lebensstils wurde differenziert betrachtet. Die Leserin »I. B.« jedenfalls schien bewusst zwischen Bisexualität als Begehrungs- und Verhaltensform unterscheiden zu wollen, indem die sozioökonomischen Zwänge der Gegenwart mitgedacht wurden. Aus all diesen Gründen widersetzte sich »I. B.« einer »strikten Ablehnung« der Bisexuellen. Wochen später hatten sich die Wogen noch immer nicht geglättet. In einem Artikel von Emilie S. heißt es:

Mit vielen Freuden hatte ich den Artikel von S. S. gelesen und habe mich gefreut, daß mal eine den Mut hatte, von diesen Zuständen zu sprechen. Es ist mir unverständlich, weshalb man in unserer Zeitung »Die Freundin«, sich nicht alles vom Herzen herunterreden soll, es ist doch schließlich unser Verbandsblatt, das Blatt, das vielen den Weg zeigt zum Licht, damit sie nicht im Dunkeln irren. Ihre Behauptung, bisexuelle Frauen seien uns gleich, bestreite ich, denn man kann nicht zwei Herren dienen, die Schreiberin J. B. [sic!] muß sich genau auskennen in den Gefühlen einer bisexuellen Frau; aber solche Art Frauen gehören nicht zu einer homosexuellen Freundin, denn die Gefühle, die sie wecken, sind nicht echt und können der echten Freundin zur Katastrophe werden.⁸⁵

Mit diesen Sätzen wurde die Grenzmarkierung scharf nachgezeichnet. Emilie S. markierte das uneindeutige Begehrten als ein »Irren im Dunkeln«, die homo-

84 Dass der Zusatz »sogenannte« ein Ausdruck des Zweifels an der Existenz von Bisexualität sein könnte, erscheint an dieser Stelle unplausibel. Denn unmittelbar darauf folgte eine kritische Reflexion der spezifischen Ausrichtung des Begehrens und der daraus womöglich resultierenden Problematiken.

85 S., Emilie: Unser Leser hat das Wort, in: *Die Freundin*, 6. Jg., Nr. 9 (26.02.1930): 4.

sexuelle Liebe dagegen als den »Weg zum Licht«. Bei der Stabilisierung dieser ideell monosexuellen Ordnung offenbarten gleich mehrere Formulierungen biblische respektive religiöse Anleihen. Diese dienten der Idealisierung und Sakralisierung im Zeichen der Identitätsstiftung. Insgesamt wird die Exklusion von nicht eindeutig homosexuell fremd- oder selbstidentifizierten Menschen an solchen Stellen überdeutlich: Sie hatten weder im Medium Zeitschrift noch im echten Leben der homosexuellen Frau einen legitimen Platz. Entsprechend rauer wurde der Ton:

Auch der Satz: »Ich weiß durch Erfahrung, daß Frauen, die verlobt oder sogar verheiratet sind, nicht immer bisexuell veranlagt sind, [...] ist mir unverständlich. Ich finde, daß dieser Satz ohne jede Logik ist, es wäre traurig, wenn alle Frauen und Bräute bisexuell wären. Sie sagen weiter: »Selbstverständlich gibt es auch bisexuelle Frauen, die in ihren geteilten Gefühlen sich der Frau sowie dem Manne hingeben.« Es gibt nicht auch solche, sondern sie geben sich alle ohne Ausnahme beiden hin, oder sind Sie wirklich so naiv und glauben ein Mann ernähre eine Frau um einer Josefsehe willen? Sie wollen uns Leserinnen doch keine Märchen erzählen, daß es tatsächlich homosexuelle Frauen gibt, die sich durch die Eltern etc. in die Arme eines Mannes treiben lassen; das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn gerade die homosexuelle Frau ist geistig beschlagen und nicht wankelmüfig. Ihr Ausdruck »oder sonstige Bedürfnisse« verstehe ich nicht; meinen Sie finanziell oder gesellschaftlich oder Sinnlichkeit? Der Kampf ums Dasein ist schwer; aber eine homosexuelle Frau würde sich deshalb niemals zur Dirne und zum Vergnügungsobjekt des Mannes machen lassen, denn das liegt ihrer Natur nicht. Ich bin erst 22 Jahre alt, aber die Umstände, die Sie angeben, würden mich niemals in die Fußstapfen einer bisexuellen Frau führen.⁸⁶

Mit diesen Aussagen wurde nicht nur die Grenze zur Bisexualität dadurch scharf gezogen, dass man sämtliche Argumente, die für einen toleranten Umgang hätten sprechen können, verwarf. Verweigert wurde ein differenziertes Nachdenken auch durch die Suggestion einer Nähe zur Prostitution und die Behauptung, Bisexualität widerspräche dem »Wesen« der homosexuellen Frau: Schließlich sei man »geistig beschlagen und nicht wankelmüfig«, was wiederum an traditionell Männern zugeschriebene Eigenschaften anknüpfte. Mit dieser binär gedachten Kongruenz von Geschlechtseigenschaft und Begehrten war ein geschlechterübergreifendes Verlangen nicht kompatibel.

86 S., Emilie: Unser Leser hat das Wort, in: Die Freundin, 6. Jg., Nr. 9 (26.02.1930): 4.

Dieses Denken war in der Sexualwissenschaft ebenfalls verbreitet und wurde daher in die eigene Argumentation integriert. Daraus erklärt sich die Virulenz von Bisexualität für monosexuelle Identitäten.

Das gilt es zumal für die Spätphase der Weimarer Republik zu unterstreichen. Heike Schader postuliert, dass Lesben die Anzahl bisexueller Frauen als hoch einschätzten und Bisexualität ein Ausschlusskriterium aus der Community bedeuten konnte, aber nicht musste. Sie vermutet, dass einmal mehr im Zuge der Weltwirtschaftskrise 1929/30 der soziale und ökonomische Druck, eine Ehe einzugehen, gestiegen sei. Und dass lesbische Frauen im Zuge dessen eine neue Haltung zur Frage der Bisexualität formulieren mussten, die nicht nur abwertend, sondern auch unterstützend gewesen sei.⁸⁷ Als Beleg dient ihr eine Passage aus dem Jahr 1932 in der Zeitschrift »Garçonne« (1930–1932): Laut Redaktion waren viele Briefe von Ehefrauen eingegangen, die eine »eheliche Bindung aus diesem oder jenem Grunde nicht unbedingt missen mochten oder konnten und durch diese nur selten in vornehmer Form überbrückbare Zwiespältigkeit in mancherlei Schwierigkeiten geraten« seien – weshalb sie eine eigene Gruppe »Garçonne-gerichteter Ehefrauen« bilden sollten. Es folgte daraufhin noch das Postulat, dass durch »Solidarität und Zusammenschluß Gleichgerichteter [...] immer etwas erreicht, durch Eigenbrötelei aber stets jeder Vorteil und Fortschritt zerstört [wird].«⁸⁸ Tatsächlich sind diese Zeilen nicht eindeutig negativ konnotiert. Dennoch spricht aus ihnen keine Tendenz zur Unterstützung oder gar der Integration in lesbische Zusammenhänge. Bisexuelles Verhalten oder Begehren wurde hier einmal mehr als Zwiespalt gebrandmarkt, der nicht mit genuin lesbischem Begehren vereinbar schien. Daraus resultierte der Appell zur Separierung, der mit dem Versprechen positiver Effekte für den Fall garniert war, dass sich gleichgesinnte – also bisexuelle – Frauen zusammenschlössen. Diese Strategie fand sich in umgekehrter Weise in der »Freundin« einige Jahre zuvor: Hier separierten sich die Lesben aktiv, indem von »Privatzirkeln« gesprochen und appelliert wurde, dass »von vornherein gesiebt« werden müsste.

Insofern ist Heike Schader zwar zuzustimmen, dass für die Konstruktion lesbischen Selbstverständnisses das Kriterium der Virilität von herausgehobener Bedeutung war. Deutlich zu relativieren ist aber ihr Befund, dass das Kriterium der Sexualität demgegenüber weniger bedeutsam gewesen sei und

87 Schader 2000: 28–30.

88 O. A.: Das Eheproblem, in: Garçonne 1932, Heft 4. Zitiert nach Schader 2000: 28.

eine fest umschriebene Grenze für die Gruppe lesbischer Frauen in der Weimarer Republik gefehlt habe.⁸⁹ Anhand der hier diskutierten Quellen lässt sich vielmehr festhalten, dass in den Debatten um das eigene Selbstverständnis das Gegenteil die Regel war: Egal, ob es um die Profilierung lesbischer Liebe, um die Modellierung von Partnerschaftskonzepten, die Etablierung der Subkultur oder die Bildung von politischen Zirkeln ging – die Verhandlung dieser Themen ging augenfällig stark einher mit der Abwertung und Distanzierung von uneindeutiger Sexualität, namentlich der Bisexualität. Einerseits kann dies als Ausdruck eigener Aversionen gedeutet werden, andererseits sollte damit auch die Verneinung von gesellschaftlich negativ bewerteten Formen sexuellen Handelns vermittelt werden. Im Kontrast zur oftmals beinahe sakral konnotierten lesbischen Liebe wurde bisexuelles Verhalten und Begehrten als sexuell maßlos skandalisiert und in die Nähe der Prostitution gerückt.⁹⁰ Diese Engführung von relevanten Aspekten lesbischer Lebensrealität in der Verhandlung von Bisexualität zeigt deren Virulenz nicht nur für das lesbische Selbstbild, sondern auch deren Funktionalisierung als Strategie im Kampf um Anerkennung von Seiten der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft. Insofern zeigen sich feste Grenzmarken lesbischer Identität in den 1920er Jahren – wesentlich im Zeichen der Verhandlung von Bisexualität.

Fazit und Ausblick zur Virulenz von Bisexualität für die monosexuelle Ordnung

Die hier nachgezeichneten In- und Exklusionsmechanismen waren im 20. Jahrhundert reaktivierbar und haben die Wahrnehmung von Bisexualität nachhaltig mitgeformt. Das kann an dieser Stelle natürlich nur in groben Strichen umrissen werden. Gleichwohl seien einige markante Kontinuitäten benannt.

Indem die Sexualwissenschaft als junge Forschungsdisziplin in der Auseinandersetzung mit Sexualität und Geschlecht maßgeblich ein binäres Geschlechtersystem (re-)produzierte, hatte sie auch erheblichen Einfluss

89 Vgl. Schader 2000: 31.

90 Gegen den Vorwurf der Prostitution hatten sich frauenbegehrende Frauen oftmals selbst mit Nachdruck zu verteidigen. Überhaupt stellte die Prostitution ein vielfältig diskutiertes Thema in der lesbischen Szene der Weimarer Republik dar. Vgl. dazu Schader 2000: 29–30.

auf die Genese und Stabilisierung von homosexueller Identität. Die sexuelle Ausrichtung wurde entlang geschlechtlicher Merkmale in der Regel komplementär gedacht. Unter bestimmten Voraussetzungen ließ sich daraus aber auch gleichgeschlechtliches Begehren erklären. Durch seine multiple Ausrichtung sprengte bisexuelles Verhalten jedoch diese Schemata und drohte eindeutig homo- oder heterosexuelles Begehren hinterfragbar zu machen. Entsprechend hatte die Bisexualität von Anfang an jenen prekären Status, sowohl »Bestandteil als auch Überschuss« (Fritzsche 2007: 127) der monosexuellen Ordnung zu sein. Damit blieb die Bisexualität ein Phänomen, das einerseits nicht aus dem Rahmen fiel, die Rahmung aber wiederholt ins Wanken brachte.

Diesen prekären Status von Bisexualität hat die Analyse der Debatten über »die homosexuelle Frau« in der Zeitschrift »Die Freundin« für die Zeit der Weimarer Republik veranschaulicht. Auch in der Freundin war immer wieder die Rede von der homosexuellen »Veranlagung« und der »Reinheit« des lesbischen Begehrens und somit von der Unmöglichkeit einer Beimischung weiterer Nuancen. Ein äquivalentes Ergebnis liegt bereits für die Bewegung männlicher Homosexueller vor. So hat Stefan Micheler anhand der Zeitschrift *Die Freundschaft* (1919–1933) herausgearbeitet, dass sich für männerliebende Männer »Heterosexualität und Homosexualität aus[schlossen], [...], weil sie von biologischen Ursachen der Homosexualität ausgingen« (Micheler 2005: 220). Im Gegensatz zu homosexuellen Männern aber, für welche die sexuelle Praxis für die Zugehörigkeit weniger bedeutsam war als das gleichgeschlechtliche Begehren als solches,⁹¹ pauschalisierten die lesbischen Frauen viel mehr: Während Bisexualität Micheler zufolge in der »Freundschaft« allenfalls ein Randthema war,⁹² stellte sie in der »Freundin« ein nicht zu unterschätzendes identitätspolitisches Konfliktpotenzial dar.

Dort finden sich zwar einzelne Stimmen, die im Moment der sexuellen Normabweichung eine Gemeinsamkeit zu stiften suchten. Doch dominierten in dieser Debatte vor allem Bedrohungsszenarien: Die bisexuelle Frau verkörperte eine Destabilisierung sowohl für die lesbische Subkultur insgesamt als auch für das lesbische Individuum selbst, etwa im Kontext einer verbindlichen Paarbeziehung. Insofern wurde die Bisexualität als uneindeutige Begehrensf orm im Prozess der Vergemeinschaftung politisiert. Konkret bestand die

91 Vgl. Micheler 2005: 220.

92 Vgl. ebd.: 221.

Funktion dieser Politisierung darin, das lesbische Selbstbild durch die Abwertung von Bisexualität zu profilieren. Aufgrund der doppelten Diskriminierung sowohl von hetero- als auch homosexueller Seite war diese Strategie auch im Angesicht der ersehnten gesellschaftlichen Anerkennung lesbischer Liebe erfolgversprechend. Überdeutlich wurden in der Analyse die kursierenden Vorurteile in der Gesellschaft über Bisexualität, die hypersexualisiert wurde und dadurch überdies als inkompatibel mit der bürgerlich-heteronormativen Sexualmoral galt. Gleichzeitig konnte in der Abgrenzung zur Bisexualität das ideelle Selbstbild der lesbischen Frau konturiert und gestärkt werden, indem normative Eigenschaften – wie beispielsweise die Virilität – als unvereinbar mit bisexuellem Begehr oder Verhalten formuliert wurden.

Insofern konnte der Beitrag zeigen, dass die Distanzierung von Bisexualität eine zentrale Bedeutung in der Hervorbringung, Einhegung sowie Stabilisierung der lesbischen Identität in den 1920er Jahren hatte. Sie war eine Demarkationslinie. Dabei ist jedoch auch die Frage nach Konjunkturen solcher Grenzziehungen gewinnbringend. Stefan Micheler hat darauf aufmerksam gemacht, dass »[j]e stärker der Druck von außen ist, desto geschlossener [...] eine Gruppe [versucht], sich nach innen zu stabilisieren« (Micheler 2005: 220). Die exemplarische Analyse der »Freundin« erweist sich insofern als Sonde, als sie die Hochphasen der Politisierung offenzulegen vermag: 1927 und 1929 waren Zeiträume, in denen bisexuelle Feind- und Bedrohungsbilder besonders grell gezeichnet wurden. Denn sie waren ein Echo auf sexualpolitisch bedrohliche Entwicklungen in der Weimarer Republik. Die erste kontroverse Verhandlung von Bisexualität fiel nicht von ungefähr in den Zeitraum zwischen der Verabschiedung des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften« von 1926 und dessen Auswirkung für die Zeitschrift »Die Freundin«. Die zweite Debatte über Bisexualität wurde zum Jahreswechsel 1929/30 geführt und fiel damit in die besonders heiße Phase der politisch umkämpften umfassenden Sexualreform – der § 175 konnte in jenen Wochen sowohl ganz abgeschafft als auch verschärft werden.⁹³ Die Bedrohungswahrnehmung war deshalb in diesen beiden Phasen besonders ausgeprägt, entsprechend heftig wurde um die eigene rechtliche und gesellschaftliche Anerkennung gekämpft – zu Lasten anderer Begehrungsformen jenseits der Norm. Dies zeigt, dass die Weimarer Republik nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch konkret sexualpolitisch ein »Spannungsfeld erster Ordnung« hervorbrachte – und dies nicht erst gegen Ende der Republik.

93 Vgl. Grau 2011: 150.

In gesellschaftlich und politisch bewegten Zeiten finden sich Konjunkturen der verschärften Bedeutung und Wechselwirkung von Sexualität und Geschlecht – nicht nur in Bezug auf den staatlichen Zugriff, sondern auch mit Blick auf die daraus erwachsenden Feind- und Bedrohungsbilder innerhalb marginalisierter Gruppen. Das von Dagmar Herzog 2005 wegweisend dargestellte Phänomen einer »Politisierung der Lust«⁹⁴ im 20. Jahrhundert lässt sich daher nicht nur von staatlicher Seite und mehrheitsgesellschaftlich, sondern auch innerhalb sexualpolitisch marginalisierter Gruppen selbst beobachten. Die Komplexität der frühen queeren Geschichte zeigt sich also nicht nur in widersprüchlichen Tendenzen der Gleichzeitigkeit von Stigmatisierung und Emanzipation sexueller Subjekte in der Mehrheitsgesellschaft,⁹⁵ sondern auch im Aufbrechen von Konfliktlinien innerhalb der Community selbst. Manche erweisen sich bis heute als reaktivierbar und finden sich beispielsweise auch in queeren Zeitschriften der letzten Jahrzehnte. Zu den gängig gebliebenen Vorurteilen über Bisexuelle gehört, dass sie ihre eigentliche Identität noch nicht gefunden hätten, sexuell maßlos sowie potenziell Überträger von HIV/AIDS seien und sowohl von schwul-lesbischen Errungenschaften als auch heterosexuellen Privilegien profitieren würden.⁹⁶ Diesen Diskurskontinuitäten mischt sich jedoch etwas historisch Neues bei: Seit den 1980er und 1990er Jahren treten bisexuelle Menschen als eigenständige Akteur:innen in Erscheinung und können in eigenen Foren der Selbstverständigung aktiv und sichtbar mit der doppelten Diskriminierung umgehen und ihre Position stärken. So etwa im Jahr 2007 im Mitgliedermagazin des Vereins BiNe e. V., im »Bisexuellen Journal«, kurz »Bijou«:

Der Mann: »Junge, an dich will ich nicht so nah ran, denn du haust ja sowieso irgendwann wieder mit einer Frau ab.« Die Frau: »Junge, an dich will ich nicht so nah ran, denn du haust ja sowieso irgendwann wieder mit einem Mann ab.« [...]. Das Gefühl, nie richtig irgendwo dazugehört zu haben, die Erwartung beim anderen Menschen unwiderruflich an immer dieselbe Grenze zu

94 Vgl. Herzog 2005.

95 Vgl. dazu Gammerl 2023.

96 Ein Beispiel für den Vorwurf, sich nicht festzulegen und dadurch für genuin schwul/lesbisch identifizierte Menschen ein Risiko zu sein, findet sich beispielsweise in einer Ausgabe der »Siegessäule« mit Bisexualität als Titelthema aus dem Jahr 2004. Vgl. Fritzsche 2007: 115–121.

stoßen: Die Grenze, die besagt, ›ich verstehe dich nicht, so kann man doch nicht sein.‹⁹⁷

Diese Passage verweist beispielhaft darauf, dass auch noch ein Jahrhundert später das bisexuelle Begehrten eine Grenze markiert und insofern das Selbstverständnis genuin monosexueller Subjekte irritiert. Dieses Phänomen schärft nicht nur den Blick für die historisch gewachsene prekäre Situation von bisexuellen Personen. Sondern es zeigt sich darin auch eine ungebrochene Notwendigkeit der Selbstvergewisserung durch Abgrenzung sowohl von homosexuellen als auch heterosexuellen Menschen.⁹⁸ Bisexuelle waren und sind in diesem Sinne »Gefährliche und Gefährdete« zugleich (Gooß 2002: 115). Die Bisexualität als das Andere im Eigenen spiegelt heute vor allem die Wandelbarkeit von Sexualität im Ganzen wider und erinnert insofern an die potenzielle Fluidität von sexuellen Identitäten. Carolin Emcke vergleicht dieses Charakteristikum von Sexualität wiederholt treffend mit dem Wechsel von Tonarten in der Musik, der sogenannten Modulation:

Für manche ist ja von Anfang an klar, wie sie begehrten [...]. Für andere ist es unschärfer [...]. Und das zuzulassen, ohne zu wissen, wo es hinführt, dafür ist die Modulation ein gutes Bild. Bei der Modulation gibt es einen Ton zu hören, der auf die nächste Tonart verweist.⁹⁹

Die Verwandlung dieser Tonarten – jenes Andere im Eigenen – aber irritiert manche Menschen in ihrer monosexuellen und bisweilen sogar monogeschlechtlichen Selbstvergewisserung nach wie vor: Denn die »Identität« der Bisexuellen [besteht] darin, [...], nicht eine Ausschließlichkeit, sondern eine Einschließlichkeit sein zu wollen« (Sigusch 2011: 115). So erklärt sich ganz

97 »Florian« Wir sind bi! Bisexuelle Gesichter – Bisexuelle Geschichten, in: Bijou 21 (2007): 11.

98 Mit Blick auf die Virulenz für die monosexuelle Ordnung lässt sich zwischen bisexuellen, trans* und nicht-binären Identitäten ein Vergleich ziehen, da diese Identitätsformen die gewohnten Muster sexueller Anziehung (binärgeschlechtlich und monosexuell) zu irritieren vermögen. Vgl. zu trans*: Faye 2022: 253. Das Bedürfnis nach einer stabilen monosexuellen und binärgeschlechtlichen Ordnung geht noch heute allzu oft mit einem Gefühl der Bedrohung durch trans* Personen einher, wie jüngst eine Reihe transphober Entsolidarisierungsinitiativen selbst in der LGBTIQ*-Community unterstrichen hat. Vgl. auch Faye 2022: 253–255.

99 Emcke 2022: 101. Vgl. außerdem Emcke 2003: 56.

wesentlich die kontinuierliche Virulenz der Bisexualität für die monosexuelle Ordnung der Moderne. Und daraus resultierte die Wiederkehr von Extremen im Diskurs über geschlechterübergreifendes Begehr: Marginalisierung bis zur Unsichtbarmachung einerseits, Zerren in das grelle Licht gesellschaftspolitischer Debatten andererseits.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Jan. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: *Kultur und Gedächtnis*, hg. v. Ders./Hölscher, Tonio. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988, 9–19.
- Emcke, Carolin. *Wie wir begehren*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2003.
- Emcke, Carolin. *Gegen den Hass*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2016.
- Emcke, Carolin. *Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2018 (2000).
- Emcke, Carolin. *Für den Zweifel. Gespräche mit Thomas Strässle*. Zürich: Kampa, 2022.
- Faye, Shon. *Die Transgender-Frage. Ein Aufruf zu mehr Gerechtigkeit*. München: hanserblau, 2022.
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (1976).
- Fritzsche, Bettina. Das Begehr, das nicht eins ist. Fallstricke beim Reden über Bisexualität. In: *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, hg. v. Hartmann, Jutta, Klesse Christian, Wagenknecht, Peter, Fritzsche, Bettina, Hackmann, Kristina. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 115–134.
- Gammerl, Benno. *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*. München: Hanser, 2021.
- Gammerl, Benno. *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*. München: Hanser, 2023.
- Garber, Marjorie. *Die Vielfalt des Begehrrens. Bisexualität von der Antike bis heute*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2000.
- Gooß, Ulrich. *Sexualwissenschaftliche Konzepte der Bisexualität von Männern*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2002 (1995).
- Grau, Günter. *Lexikon zur Homosexuellen-Verfolgung 1933–1945. Institutionen – Personen – Betätigungsfelder*. Berlin: LIT, 2011.

- Hacker, Hanna. Frauen und Freundinnen. Studien zur ›weiblichen Homosexualität‹ am Beispiel Österreich 1870–1938, Weinheim/Basel: Beltz, 1987.
- Hacker, Hanna. Resultate und Defizite der Forschungen zum Lesbianismus: Ein Resümee. In: *Homosexualität. Ein Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, hg. v. Lautmann, Rüdiger. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1993: 385–389.
- Heiberger, Lisa. So »blieb mir nur der Weg des Inserats« – die Bedeutung von Kontaktanzeigen in »Die Freundin« für queere Menschen im deutschen Südwesten. <https://www.lsbttiq-bw.de/2020/11/02/so-blieb-mir-nur-der-weg-des-inserats-die-bedeutung-von-kontaktanzeigen-in-die-freundin-fuer-queere-menschen-im-deutschen-suedwesten/>. 02.11.2020 (zuletzt geprüft: 04.12.2023).
- Heidel, Ulf. In Verteidigung der Männlichkeit. Sexualpsychiatrische Bestimmungen der Konträrsexualität in der Geschlechterordnung des späten 19. Jahrhunderts. In: *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven der Queer Studies*, hg. v. ders., Micheler, Stefan, Truider, Elisabeth. Hamburg: Männer schwarm Skript Verlag, 2001: 191–310.
- Hekma, Gert. Bisexualität: Historische Perspektiven. In: *Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes zu beiden Geschlechtern*, hg. v. Haeblerle, Erwin J., Gindorf, Rolf. Stuttgart/Jena/New York: G. Fischer, 1994: 113–118.
- Hermand, Jost, Trommler, Frank. Die Kultur der Weimarer Republik. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1978.
- Herzer, Manfred. Magnus Hirschfeld und seine Zeit. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2017.
- Herzog, Dagmar. Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München: Siedler, 2005.
- Hirschfeld, Magnus. Vom Wesen der Liebe. Zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage der Bisexualität. In *Jahrbuch für sexuellen Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität*. Leipzig: Max Spohr Verlag, 1906, 1–284.
- Hirschfeld, Magnus. Situationsbericht. Vierteljahresberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, 18, 1918: 159–177.
- Kemler, Eva, Löw, Martina, Ritter, Kim. Bisexualität als Überschuss sexueller Ordnung. Eine biographieanalytische Fallstudie zur sexuellen Selbstwertung. In *Zeitschrift für Sexualforschung* 25 (2012), 314–338.

- Koblitz, Katja. Lesbische Subkultur im Regenbogenkiez. In: Spurensuche im Regenbogenkiez. Historische Orte und schillernde Persönlichkeiten. Ed. MANEO – Das schwule Anti-Gewalt-Projekt in Berlin. Berlin: o. V., 2018, 12–29.
- Kokula, Ilse. Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten. München: Verlag Frauenoffensive, 1981.
- Kühn, Karolina, Zadoff, Mirjam, eds. To be seen. Queer lives 1900 – 1950. [Ausstellungskatalog zur Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum München, 07.10.2022–21.05.2023]. Bonn: Hirmer, 2023.
- Lautmann, Rüdiger. Vorwort. In: Plötz, Kirsten. Einsame Freundinnen? Lesbisches Leben während der zwanziger Jahre in der Provinz. Hamburg: Männer schwarmSkript Verlag, 1999, 7–9.
- Leibbrand-Wettley, Annemarie. Von der ›Psychopathia Sexualis‹ zur Sexualwissenschaft. Stuttgart: Enke, 1959.
- Micheler, Stefan. Selbstbilder und Fremdbilder der ›Anderen‹. Männer begehrende Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Konstanz: UVK, 2005.
- Plötz, Kirsten. Über ›Artgenossinnen‹ und andere Aneignungen sexualwissenschaftlicher Modelle weiblicher Homosexualität während der zwanziger Jahre in der ›Provinz‹. In: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart, hg. v. Ferdinand, Ursel, Pretzel, Andreas, Seeck, Andreas. Münster: LIT Verlag, 1998: 129–36.
- Plötz, Kirsten. Einsame Freundinnen? Lesbisches Leben während der zwanziger Jahre in der Provinz. Hamburg: Männer schwarmSkript Verlag, 1999.
- Reichert, Martin. Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik. Berlin: Suhrkamp 2018.
- Ritter, Kim. ›Dieses Gefühl irgendwie so'n Zuhause gefunden zu haben.‹ Biographische Konstruktionen von Bisexualität im Kontext monosexueller Ordnung. In: Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung, hg. v. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Bielefeld: transcript, 2014, 199–214.
- Ritter, Kim. Jenseits der Monosexualität. Selbstetikettierung und Anerkennungskonflikte bisexueller Menschen. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2020.
- Schader, Heike. Virile homosexuelle Frauen im Spiegel ihrer Zeitschriften im Berlin der zwanziger Jahre. In: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte

- und Gegenwart, hg. v. Ferdinand, Ursel, Pretzel, Andreas, Seeck, Andreas. Münster: LIT Verlag, 1998, 137–146.
- Schader, Heike. Konstruktionen weiblicher Homosexualität in Zeitschriften homosexueller Frauen in den 1920er Jahren. In: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten 2 (2000), 8–34.
- Schader, Heike. Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehrten und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre. Königstein/Taunus: Helmer, 2004.
- Schader, Heike. Die Gemeinschaft frauenebender Frauen in den 1920er Jahren in Berlin – eine soziale Bewegung? In: Politiken in Bewegung. Die Emanzipation Homosexueller im 20. Jahrhundert, hg. v. Pretzel, Andreas, Weiß, Volker. Hamburg: Männer schwarm Verlag, 2017, 117–144.
- Schwarz, Gudrun. »Mannweiber« in Männertheorien. In Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Haußen, Karin. München: C. H. Beck, 1983, 62–80.
- Shaw, Julia. Bi. Vielfältige Liebe entdecken. München: Hanser, 2022.
- Sigusch, Volkmar. Vom König Sex zum Selfsex. Über gegenwärtige Transformationen der kulturellen Geschlechts- und Sexualformen. In: Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften, hg. v. Schmerl, Christiane, Soine, Stefanie, Stein-Hilbers, Marlene, Wrede, Birgitta. Opladen: Leske + Budrich, 2000, 229–249.
- Sigusch, Volkmar. Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus, 2008.
- Sigusch, Volkmar. Gibt es Bisexuelle tatsächlich? In: Ders. Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik. Frankfurt a.M./ New York: Campus, 2011, 112–115.
- Ulrichs, Karl Heinrich. Memnon. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Schleiz: C. Hübscher, 1868.
- Vogel, Katharina. Zum Selbstverständnis lesbischer Frauen in der Weimarer Republik. Eine Analyse der Zeitschrift »Die Freundin« 1924–1933. In: Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur, hg. v. Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin. Berlin: Frölich und Kaufmann, 1984, 162–168.
- Voß, Heinz-Jürgen. Bisexualität aus historischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive – einige Schlaglichter. In: Being Bi. Bisexualität zwischen Unsichtbarkeit und Chic, hg. v. ders., Ritter, Kim. Göttingen: Wallstein Verlag, 2019, 15–36.

Internetquellen und Sonstiges

BiNe Bundesverband Bi+. <https://www.bine.net/content/bi-begriff>.

14.07.2023.

Osman, A., Lyn, E. et al. (Produzierende). 2023. *Heartstopper*. (Staffel 2). See-Saw Films; Netflix.